Ergebnisse

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz**

Band (Jahr): **141 (1988)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Weitere Beziehungen nach aussen sind auch auf der regionalen Ebene ersichtlich. So pflegte die Führungsschicht im Urserntal mit dem Livinental enge Verbindungen. Herr Eberhard von Ursern oder Ser Everardus de Orssaria war 1239 in Quinto ziemlich begütert, obwohl er der Vizinanz nicht angehörte. Er wird den von Hospenthal zugerechnet.[136] Und seit etwa 1290 stand der wohlhabende Hans von Hospenthal, vermutlich ein Nachkomme des Eberhard, mit Talleuten aus Livinen nicht nur in Geschäftsbeziehung, sondern er kannte sich auch in den politischen Verhältnissen der Leventina aus. Dort bezog er ein Einkommen von zehn, zeitweise auch zwanzig Mütt Roggen und Gerste und musste seine säumigen Schuldner oft gerichtlich zur Zahlung anhalten, um seine Guthaben an jährlichen Zinsen und wegen Pferden realisieren zu können.[137]

Für die Bedeutung der Grossviehhaltung im hohen Mittelalter lieferten uns die Täler Blenio und Leventina im innersten Alpenraum die klarsten Nachrichten. Die Untersuchung ihrer schriftlichen Zeugnisse beweist, dass die Kühe ungleich wichtiger waren als Ziegen und Schafe und dass die Pferdehaltung in den Talwirtschaften ebenfalls einen bemerkenswerten Platz einnahm. Diese Aussagen gelten sicher für die Zeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert.

C ERGEBNISSE

Ausgangspunkt dieser Untersuchung war die Frage nach dem Vorhandensein des Grossviehs in der mittelalterlichen Wirtschaft der Region Innerschweiz, die wir um die Talschaften Glarus, Blenio und Livinen erweitert haben. Um eine isolierte Betrachtung zu vermeiden, war es nötig, ebenso sehr das Kleinvieh zu beobachten und dem Ackerbau nachzuspüren. Diese flächige Untersuchung, die sich über ein rundes Dutzend in sich geschlossener, aber keineswegs abgeschlossener Land- und Talschaften erstreckte, traf in jedem Tal eine andere Situation an, was wesentlich bedingt war durch die unterschiedliche Quellenlage und die verschiedenartigen Probleme, die darin zur Darstellung gelangten. Viele Fragen stellten sich überall oder in mehreren Tälern, andere nur gerade in diesem oder jenem Land. Gesamthaft betrachtet ergänzen sich die Nachrichten und vermitteln ein Gesamtbild, denn es ist davon auszugehen, dass bestimmte Grundzüge zwar nur an diesem oder jenem Ort zutage treten, grundsätzlich aber allgemeinere Gültigkeit beanspruchen dürfen.

1. Sönderung der Räume

Wirtschaftsräume

Zwar herrschten in den Regionen des Unterlandes wie auch des Berglandes ähnliche landwirtschaftliche Arbeitsmethoden. In den Bergtälern betrieb man wie im

[136] Brentani 3, 23ff. Meyer, Blenio 240.
[137] Meyer, Blenio 240f, 92*f.

Unterland Viehwirtschaft, Wein-, Garten- und Ackerbau, um die Selbstversorgung sicherzustellen. Trotz dieser allgemeinen Durchmischung der Landwirtschaft ergaben sich aber offensichtlich von jeher durch die Natur und die Beschaffenheit der Gebirgsregionen bedingte Schwerpunkte, die die Ökonomie des Gebirges von jener des Unterlandes unterschieden. Wir haben im Fall von Einsiedeln gesehen, dass im 10. Jahrhundert in der abgelegenen Waldstatt die Viehhaltung ein Schwergewicht gebildet haben muss, dass aber in den übrigen Besitzungen des Klosters, die im Mittelland lagen, der Ackerbau vorherrschte. Im 11./12. Jahrhundert entwickelte das Freiämter Kloster Muri in seinem Wirtschaftsbereich eine Aussönderung zwischen der landwirtschaftlichen Produktion der Unterwaldner Alpen und jener des Mittellandes. Seine Viehwirtschaft verlegte das Kloster im Verlauf des 11./12. Jahrhunderts sogar von der Umgebung des Klosters weg in seine Güter in den Bergen. Genau gleich wie die Mönche den Wein aus dem Breisgau bezogen und dafür eine Transportorganisation aufzogen, produzierten sie ihr Vieh und ihre Milchprodukte in den Alpen und liessen sie im Frondienst heranbringen. Auch das Kloster Luzern, das zu unbekannter Zeit in die Abhängigkeit des Klosters Murbach geriet, betrieb eine ähnliche Scheidung seiner wirtschaftlichen Produktion und bezog seinen Viehbedarf in erster Linie aus Unterwalden, obwohl jeder seiner sechzehn Meierhöfe nach dem Hofrecht theoretisch auch einen Schweighof einschloss. Engelberg schliesslich war im Mittelland ausreichend mit Gütern und Rechten ausgestattet, aus denen ihm die nötigen Ackerfrüchte zukamen. Zwar versuchten die Mönche, in ihrem eigenen und in benachbarten Hochtälern den Ackerbau zu fördern, aber das reichte offenbar nicht aus, um die für die Zeit ansehnliche Menschenansammlung der klösterlichen *familia* zu versorgen. So blieb in ihrem näheren Einzugsgebiet eine Dominanz der Viehhaltung.

Der Alpenregion[1] war also von jeher der Charakter einer Gebirgslandwirtschaft eigen, obwohl in ihren Tälern genau gleicher Ackerbau betrieben wurde wie im Mittelland, dessen Ackerbau allerdings etwas weniger charakteristisch hervortrat als die Viehhaltung im Gebirge. Es handelte sich dabei nicht um einen Zustand, der festgefahren war; er veränderte sich vielmehr in einem sehr langsamen Prozess fortlaufend. Je mehr man die Nutzung intensivierte und je mehr man im Laufe dieser Intensivierung an die von der Gebirgslandschaft gesetzten Grenzen und Widerstände anstiess, desto mehr wurde, weil keine genügend starken Gegenkräfte es hinderten, zwangsläufig eine spezifische Gebirgslandwirtschaft ausgebildet. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts können wir in der Berührungszone des Mittellandes mit der Alpenregion feststellen, dass sich in einem neuen Schub die Abgrenzung verschärfte. Ziemlich genau entlang der heute geltenden Scheide zwischen Voralpen und Mit-

[1] Bedenkenswert ist die aufgrund vorindustrieller Verhältnisse gemachte Beobachtung, dass das grundsätzliche Kennzeichen der Wirtschaft in den Berglandgebieten ihre Vielseitigkeit sei: Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft, Holzverarbeitung, bäuerliche Heimindustrie, Bergbau. Antoni Podraza, Die Naturbedingungen und die Entwicklungsrichtungen der Produktion in den Berglandgebieten am Beispiel der Westkarpaten. In: Mattmüller 288. Ähnliche Vielfalt sollte auch für das Mittelalter überlegt werden. Wir wissen beispielsweise nicht, wie alt die Eisengewinnung in Uri und Unterwalden tatsächlich ist.

telland ist in dieser Zeit erkennbar, dass sich nördlich davon die vorher vorhandene ansehnliche Viehhaltung zurückbildete und sich dafür der Ackerbau deutlich verstärkte. Das konnten wir im Raum Luzern, im Zuger Bergland und im nördlichen Teil des Kantons Schwyz beobachten. In dieser Zeit müssen beispielsweise die letzten Überbleibsel der Schweighöfe des Klosters Luzern innerhalb und ausserhalb der Alpenregion verschwunden sein. Im Mittelland wurden sie in Ackerbaubetriebe umgewandelt. Diese Entwicklung kann nicht überraschen; denn um 1300 stiess man, um die gewachsene Bevölkerung ernähren zu können, bis an die äusserste Grenze der Ausnützung des vorhandenen Landes vor. Man forcierte somit den ertragreichen Getreidebau und führte ihm auch minderwertige Böden zu. Sogar in der Waldweide, beispielsweise am Nordfuss des Pilatus, befürchteten weitsichtigere Leute wie die Amtsleute der österreichischen Herrschaft einen eigentlichen Raubbau. Als sie dem entgegenwirken wollten, gerieten sie mit den Einheimischen in Konflikt, so mit den Einwohnern der Stadt Luzern. Im Verlaufe des jahrelangen Prozesses, der sich daraus entwickelte, suchte die Stadt 1332 Rückendeckung bei den drei Ländern am See, die sie sich bis dahin auf Distanz gehalten hatte.[2]

Blickrichtung Unterland

Räumliche Differenzierungen ergaben sich auch innerhalb der Täler. Aus den primären und sekundären Stossrichtungen, in denen über die eigene Wasserscheide hinaus expandiert wurde, kann man ersehen, in welche Richtung die Bewohner, welche selbständig entscheiden konnten, in erster Linie ihren Sinn und ihren Blick wandten. Primär aufgesuchte Räume nennen wir die vorderen Räume, die später angestrebten bildeten sekundäre und damit hintere Räume. So waren in Unterwalden im Tal der Engelberger Aa die Höhen rundum belegt, doch hinten in den Hochalpen blieben die äussersten Verästelungen der Täler lange unbeachtet. Für die Schwyzer war die Ausdehnung Richtung Norden und Nordwesten in die Waldstatt Einsiedeln und ins Zuger Bergland zuerst und lange ausschliesslich wichtig. Erst spät verstärkte sich ihr Druck gegen Osten und Süden, wo sie die Glarner, nicht aber die Urner zurückzudrängen vermochten. Die Glarner besetzten die Höhen rundum in ihrem Land, doch trieb sie ihr Expansionsbedarf weniger stark und weniger weit in die Berge hinein als die Urner und Schwyzer. Ihr Blick richtete sich demnach mehr talab- und talauswärts in die Linthebene. Die Urner lagen hinter den Ländern und hinter Schwyz, hinter den Bergen und hinter dem Seeende zurückgestaffelt, waren also noch weiter abgelegen. Wie bei den Schwyzern war bei den Urnern der Expansionswille gross. Da sie in einem rundum abgeschirmten Tal hausten, mussten sie die Höhen und den See überwinden. Und sie drängten dorthin, wo sich Landwege hinunter in das Mittelland öffneten: nordwärts beiden Ufern des Sees entlang, über den Klausen ostwärts auf die Glarner Seite, über den Kinzig nordwärts Richtung Schwyzer Talkessel und über den Surenen westwärts Richtung Engelberg und Stans. Wo diese primären Expansionsrichtungen zusam-

[2] Vgl. Glauser 43.

mentrafen, dort war vorne im Tal. Hinten lag das obere Reusstal, das weniger interessant war und für die freie Besiedlung nicht erste Priorität darstellte. Dort war das Gebiet, in das hinein sich die Grundherrschaften ausdehnen konnten. Auch diese Expansionsrichtung scheint schon vor dem 12. Jahrhundert, also nicht später als jene vorne im Land Uri, eingeschlagen worden zu sein. Der Drang, jenseits des Bätzbergs und des Gotthards präsent zu sein, verstärkte sich erst spät. Der Sog des Südens wirkte sich erst im 14. Jahrhundert durch die Anbindung des Tales Ursern und im 15. Jahrhundert durch die Eroberungen von Livinen und Eschental aus. Das verlieh dem oberen Reusstal eine neue Bedeutung. Insgesamt waren alle diese Räume zwischen Walensee und Napf gegen die Niederungen des Mittellandes hin orientiert, wo sie Anschluss suchten. Erst spät wurde Uri zum Durchgangsland und wandte seinen Blick vermehrt Richtung Süden. Es wäre aber falsch, die Verbindung zwischen den südlichen und nördlichen Alpentälern dieses Raumes erst in der Zeit nach der Eröffnung des Gotthardpasses im 13. Jahrhundert einsetzen zu lassen. Den inneralpinen Verkehr gab es dort von jeher, er war viel älter und hat die gegenseitige Beeinflussung ermöglicht. Die unmittelbarere Anziehungskraft jedoch übte das Unterland aus,[3] sei es das Mittelland auf der Alpennordseite, sei es die lombardische Tiefebene und die Poebene südlich des Alpenkamms. Umgekehrt boten sich die entlegenen Bergtäler als Zufluchtsstätten an, wenn die Bevölkerung des Unterlandes, seien das einzelne Gruppen oder Personen, bedroht war.

Gliederung des Gebirgstales

Die einzelnen Talräume waren in der Höhenschichtung natürlich gegliedert. Die breiten und ansehnlichen Talböden lagen in der Regel auf einer Meereshöhe, die jener des Mittellandes entsprach. Einzelne Böden lagen auf 800 m, 1000 m und höher. An den Hängen und in den Seitentälern dehnten sich im unteren Bereich grosse Laubwälder aus, die in der Talwirtschaft eine bedeutende Rolle spielten, weil man ebenso sehr ihr Laub wie ihre Baumfrüchte und ihr Holz nutzte. Ihre gerodeten Terrassen erhielten im Verlaufe des Mittelalters zunehmende Bedeutung als Maiensässen. In den voralpinen Tälern dieser Zone lagen die aus Rodungen hervorgegangenen Alpen des Entlebuchs, der unteren Teile von Ob- und Nidwalden, des Zuger Berglandes, des Schwyzer Talkessels und der Waldstatt Einsiedeln. Die obere Waldzone in und um Uri war mit Nadelbäumen bestückt. Über und gleichzeitig in der obersten Waldzone dehnten sich in geeigneten Lagen und auf hochgelegenen Terrassen die Alpweiden aus.

Die Weiden und die Alpen in erhöhter Lage wiesen verschiedene Qualitäten auf. Die Zugänglichkeit der Weiden kannte verschiedene Schwierigkeitsgrade. Die gut

[3] Eindrücklich schildert Toch 30f den Rückzug der Hirsauer Mönche aus den bayerischen Alpen nach dem im Unterland gelegenen endgültigen Klosterstandort Scheyern *propter viarum difficultatem et silvarum asperitatem* (wegen der schwierigen Wegverhältnisse und der Unwirtlichkeit der Wälder). Die Bergklöster unserer Alpenregion unterlagen dieser Versuchung offenbar nicht, basierten jedoch für ihre Versorgung wesentlich auch auf dem Mittelland.

zugänglichen, zugleich auch tal- und hofnäheren Alpweiden waren tendenziell dem teuren Grossvieh vorbehalten, während die nur schwer zugänglichen, entfernteren und hoch gelegenen, oft auch weniger ertragreichen Alpen den berggewandteren Ziegen und Schafen überlassen wurden. Das Kleinvieh erbrachte damit bei zunehmender Intensivierung einen zusätzlichen Nutzen, der notwendig zur Gesamtheit der Ökonomie eines mittelalterlichen Gebirgstales gehörte. Die Pferde hielt man in den Wäldern oder in der Alpenzone in einem Zwischenraum zwischen den Gebieten des Gross- und des Kleinviehs.

Verbindungen und Verkehr

Im gleichen Masse, wie sich allmählich die Wirtschaftsräume ausschieden, bauten die betroffenen Regionen auch ihren jeweiligen Zustand der Isolierung ab. Im Verlaufe dieser Aussönderung war es vor allem der Alpenraum, dessen Wirtschaftsgebaren zunehmend einseitiger wurde und der damit in einem kaum wahrnehmbaren Ablauf sich immer mehr in die Abhängigkeit vom Unterland manövrierte. Diese Abhängigkeit nährte gezwungenermassen den Verkehr zwischen den grossen Räumen. Auch deshalb orientierten sich die Talbewohner in den Bergen wohl unbewusst nach dem Unterland, und es fanden sich auch Mittel und Wege, um dieses zu erreichen und wieder in die Berge zurückzukehren. Es ist ein ganzes System von Wegen erkennbar, die Landwege jedoch besser als die an sich bequemeren Wasserwege. Die Täler wiesen ihr internes Wegnetz auf, das die Duchgangsstrassen trug. Pässe wie der Kinzig, der Surenen oder der Klausen besassen im Hochmittelalter noch grösseres Gewicht als im Spätmittelalter. Zwischen Seedorf und Luzern bestand eine linksufrige Landverbindung, die aber im 13./14. Jahrhundert von der Seeschiffahrt zwischen Flüelen und Luzern entlastet wurde. Die grossen Verbindungslinien erfuhren also nachhaltige Gewichtsverlagerungen. Vor dem Taleingang nach Glarus führte die uralte Transitstrasse zwischen Graubünden, Walensee, Zürichsee und dem Oberrhein durch. Das Bleniotal besass die Lukmanierroute, während die Gotthardroute sich erst im Laufe des fortschreitenden 13. Jahrhunderts in die Landschaft einzuprägen begann. In den Bergen muss es talwärts eigentliche Viehtriebrouten gegeben haben, so etwa jene, die das Kloster Engelberg im frühen 14. Jahrhundert den Urnern öffnen musste, um ihre Kühe von der Blackenalp hinunter nach Stansstad und Buochs treiben zu können.

Auf dem See bestanden Schiffsverbindungen, doch nehmen wir nur jene wahr, die die Klöster im Rahmen der Fronhoforganisation für ihre eigenen Bedürfnisse unterhielten, sei es, um die Güter zu transportieren, sei es, um Mönche und andere Reisende über das Wasser zu befördern. Ob und in welchem Ausmass noch weitere Schiffsverbindungen bestanden, die gegen Lohn Dritte auf bestimmten Strecken oder an beliebige andere Seeorte führten, darüber vernehmen wir vor dem 14. Jahrhundert nichts. Dann jedoch taucht im Habsburgischen Urbar das Fahr in Luzern auf, es folgten weitere Fähren in Flüelen, Brunnen, Buochs, Küssnacht, Winkel, Stansstad und Alpnachstad, deren Anfänge vermutlich mindestens in das 13. Jahrhundert zurückreichen und die oft als ehehafte Rechte an bestimmte Hofstätten ge-

bunden waren. Land- und Schiffstransportsysteme waren natürlich miteinander verknüpft, wie wir das am Beispiel Muris beobachten konnten. Die Landtransporte erfolgten auf weite Distanzen im Saumtransport und im Lokalverkehr – seit dem 10. Jahrhundert nachweisbar – auch auf Zweiradkarren. Als Trag- wie als Zugtiere standen zur Hauptsache Ochsen im Dienst, als Saumtiere auch – wenigstens im herrschaftlich gelenkten Transportwesen – beschlagene und unbeschlagene Pferde.

Das Mittelland, auf das sich die Sinne und der Blick der Alpenbewohner so sehr ausrichteten, veränderte in unserer Untersuchungszeit sein Gesicht grundlegend. Auch minimale Verbesserungen im System der landwirtschaftlichen Erschliessung liessen die Bevölkerung anwachsen. Alte Städte begannen sich wieder mit Leben zu füllen, Märkte bildeten sich an verkehrsgünstigen Stellen oder an wichtigen politischen oder kirchlichen Treffpunkten. Aus Märkten wurden Städte. Die Höfe entwickelten sich zu Dörfern. Neue Herrschaftsverhältnisse bildeten sich im grossen wie im kleinen Raum aus, neue Herren brachten neue Wirtschaftsmethoden. Der Ackerbau wurde intensiviert, umgestaltet und in wachsendem Masse der kollektiven Bewirtschaftung unterworfen. Neue Böden wurden der Wildnis abgerungen. In diesem Umfeld dehnte sich der Getreidebau rasch aus. Das alles geschah nicht isoliert, sondern wickelte sich im Kontext einer kontinentalen Aus- und Umgestaltung ab. Eine Landschaft, die sich in einem solchen säkularen Umbruch befindet, ist unruhig und expansiv. Die neuen Ballungszentren – Märkte und Städte – zogen langsam steigernd die Gebirgsbewohner an. Sie boten gewerbliche Erzeugnisse und Abwechslung an und brauchten Rohstoffe und Versorgungsgüter des täglichen Bedarfs, um Versorgungslücken auszufüllen. Sie boten den Alpenbewohnern auf ihren Märkten aber auch die Möglichkeit, ihre eigenen Lücken zu schliessen, je mehr ihre Wirtschaftsstruktur sich auf die Viehwirtschaft verengte.

Die Bergbewohner nahmen also die Vorgänge im Unterland mit wachem Sinne wahr. Sie nahmen das, was ihnen gut schien, auf. Vor allem sollte man ihre Beweglichkeit nicht unterschätzen und noch weniger ihren Trieb, Vorbildern aus dem Unterland nachzueifern.

2. *Alpine Landwirtschaft*

In den Bergregionen trotzten die Grundlagen der Viehhaltung allen Anstrengungen, den Ackerbau zu fördern. Viehhaltung und Ackerbau ergänzten sich gegenseitig und erlaubten gemeinsam eine möglichst weitgehende Selbstversorgung. Was darüber hinaus gewonnen wurde, bildete die Überschüsse, und die Frage ist, wo diese erwuchsen.

2.1 Ackerbau

In der Gesamtwirtschaft jedes der untersuchten Täler erlangte der mittelalterliche Ackerbau während einiger Zeit eine verstärkte Bedeutung. Zwischen ihm und der vorherrschenden Viehwirtschaft bestanden von jeher gegenseitige Abhängig-

keiten und Verstrebungen, die aber seit etwa dem 12./13. Jahrhundert durch eine Art Konkurrenzkampf um den für beide wichtigen und geeigneten Boden überlagert wurden. Eine Zeitlang hatte sich die Viehhaltung ausdehnen können, ohne grundsätzlich das Ackerareal tangieren zu müssen, weil in den Hängen und Seitentälern genügend Raum für Weidereserven vorhanden war. Seit dem 12. Jahrhundert aber wuchs die Tendenz, den Ackerboden nach Belieben anbauen oder als Wiese nutzen, also frei über ihn verfügen zu können.

Ausgangspunkt der Überlegungen über den frühen Ackerbau ist die Absicherung der Selbstversorgung. Es wurde jedoch über den eigenen Bedarf hinaus so viel angebaut und geerntet, dass es möglich war, der mit Rechten versehenen Oberschicht des Adels, des Klerus und der Klöster die geschuldeten Abgaben zukommen zu lassen. In Uri oblag man schon im 10. Jahrhundert einem Ackerbau, der imstande war, Abgaben in Form von nicht näher umschriebenen Ackerfrüchten zu produzieren. Bebautes Land im Rahmen der Feldgraswirtschaft, also in extensiver Form, kannte im gleichen Jahrhundert die Waldstatt Einsiedeln.

Einflüsse und Anregungen

Im 11. Jahrhundert drangen vom nördlichen und südlichen Rande der Alpenregion her neue Methoden der Ackerbewirtschaftung ein. Solches ist zu vermuten im Bereich des Klosters im Hof zu Luzern, das in dieser Zeit seine gültige Hoforganisation geschaffen haben dürfte, die im Zusammenhang mit der Einführung des Zelgenbrachsystems zu sehen ist. Diese Umstellung wirkte sich sicher am unteren Seeende nachhaltig aus, vielleicht auch in den Meierhöfen, die in Unterwalden lagen. Etwa zu gleicher Zeit richtete das Kloster Muri in seinen Ackerbaubetrieben die Dreifelderwirtschaft ein. Angesichts der starken Einflussnahme der klösterlichen «Manager» der ersten Zeit auf die Organisation der gesamten Güter und Rechte, die sich in seinem Besitz befanden, ist anzunehmen, dass die neuen Organisationsmuster auch in den innerschweizerischen Besitzungen Muris durchgesetzt wurden. Anzeichen, die das wahrscheinlich machen, gibt es für die Höfe Küssnacht und Gersau, die mit Pflügen *(aratrum)* und Ochsenzügen ausgestattet waren. Vermutet werden kann das auch für einzelne Talgüter in Nidwalden, wie etwa jene in Buochs oder Stans. Was Luzern und Muri unternahmen, war zweifellos auch andern Eigentümern an Grund und Boden nicht fremd. Das gilt für Klöster wie Einsiedeln und Engelberg, deren ertragreichste Besitzeskomplexe ausserhalb der Alpenregion lagen und deren Mönche aus Ackerbaugebieten stammten. Weiter sind die Einflüsse des Adels, der im Mittelland sass und wirkte, aber zum Teil bedeutende Rechte und Güter im Alpenraum besass, nicht zu unterschätzen. Dazu gehörten im 11./12. Jahrhundert beispielsweise die Lenzburger, die vor allem auf die beiden Unterwalden und auf Schwyz einwirkten, oder die Herren von Sellenbüren, die ihre Besitzungen in ihre Gründung Engelberg einbrachten. Dazu sind aber auch Stifte des Mittellandes zu zählen, so Beromünster oder gar Säckingen mit seinem bestimmenden Einwirken auf Glarus, ferner St. Blasien im Schwarzwald, dessen Besitzungen allerdings zusammenschrumpften. Ähnliches ist wohl von jenen Adelsgeschlechtern zu

vermuten, die noch vor 1200 aus dem kleinburgundischen Raum nach Uri einströmten und in die Führung des Tales eintraten. Solche Einflüsse dürften aber spätestens nach 1200 an Wirksamkeit stark nachgelassen haben. Ob die Habsburger in ihren zahlreichen, aus vielen sehr unterschiedlichen Güterkomplexen stammenden, zusammengestückelten und daher stark zersplitterten innerschweizerischen Besitzungen neue Methoden noch nachhaltig zur Geltung zu bringen vermochten, ist zu bezweifeln. Die von aussen kommenden zwingenden Einwirkungen auf die Bewirtschaftungsweise waren im 11./12. Jahrhundert noch denkbar, später jedoch nicht mehr. Es ist nicht zu vergessen, dass solche Anregungen von den landbebauenden Einheimischen umso eher auch freiwillig übernommen wurden, je mehr sie sich davon Erfolg versprachen und das gesellschaftliche Vorbild der oberen Schichten wirkte.

Zum Anbausystem und zur Flurorganisation

So scheinen die Voraussetzungen gegeben gewesen zu sein, um die Feldgraswirtschaft verändern zu können. Diese war in der Lage, die Schwergewichte ihrer Mischung von Viehhaltung und Ackerbau den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen und zu verlagern. Diese primitive Landwirtschaft reichte aber für die Ernährung der sicher seit dem 10. Jahrhundert wachsenden Bevölkerung nicht mehr aus. Sie liess sich trotzdem nie so recht verdrängen. Neue Rodungen zur Erschliessung der für die Anpflanzung besserer Getreidesorten geeigneten trockenen Böden und neue Anbaumethoden drängten sich auf und fanden seit dem 11. Jahrhundert zuerst hier und dort punktuell, dann verbreitet Eingang. Den konkreten Vorgang können wir höchstens ahnen. Was wir können, ist Spuren sichern. Einen sicheren Ausgangspunkt vermitteln uns die oben genannten Ochsenzüge und Pflüge der Murihöfe im 11./12. Jahrhundert. Wir fanden im 12. Jahrhundert Zelgen in Oberrickenbach, später auch in anderen Unterwaldner Orten. Eine Brache gab es sicher in Kerns. Felder sind in Unterwalden, Uri, Ursern, Blenio und Livinen nachzuweisen. Plastischere Züge kamen vor allem auf dem Urner Talboden zum Vorschein, wo wir dem Altdorfer Feld und dem Niederen Feld begegneten. Die dort und in der Gegend von Stans und Ibach vorkommenden Gebreiten – grundherrschaftliches Ackerland – deuteten wir als Indizien für das Vorhandensein einer Flurorganisation, in die herrschaftliche Feldkomplexe eingebunden waren. Besondere Sorgfalt verwendete man schliesslich auf die Düngung. Es mag der besonderen Quellenlage zu verdanken sein, dass der Stellenwert des Mistes im Ackerbau und bei der Pflege der Wiesen in Livinen und Blenio besonders deutlich zum Vorschein kam. Es spricht aber einiges dafür, dass man auch in unseren nördlichen Alpentälern ähnlich verfuhr.

Ein gewisser Flurzwang herrschte, wie der Fall von Quinto 1239 zeigt, auch bei einfachen Organisationsformen des Ackerbaus. Vor allem ist anzunehmen, dass die Felder nach der Ernte stets dem allgemeinen Weidgang offen standen. Indirekt bezeugen das auch die Breiten, die als Herrenland von dieser Belastung ausgenommen waren. Weitere Einfriedungen oder Einschläge, die den allgemeinen Weidgang einschränkten, scheinen sich im Rahmen gehalten zu haben. In diesem Bereich war der

gesellschaftliche Druck zweifellos gegen eine solche Entwicklung eingestellt.

Der Ackerbau liess sich in den breiten Talböden am intensivsten betreiben. Dieser Sachverhalt trifft nicht nur für die grossen, tiefgelegenen Talebenen von Stans oder Uri, sondern auch für hochgelegene Talböden wie Engelberg, Ursern oder Livinen zu.[4] Dass dort versucht wurde, in unbekannter Intensität entwickeltere Ackerbausysteme einzuführen, zeigen wohl die überall nachweisbaren Felder. Hingegen blieb die Ertragskraft der Äcker in alpinen Seitentälern und in höheren Regionen wohl eher beschränkt. Die Äcker dürften nicht überall über die Entwicklungsstufe der Feldgraswirtschaft oder der Egärten hinausgewachsen sein. Das zeigt die Untersuchung für das Schächental von 1290 deutlich. Was die frühe Zelge im Seitental von Oberrickenbach genau zu bedeuten hat, können wir nicht ermessen. Was hingegen möglich war und welchen technischen Stand die Bebauung der Äcker im 13./14. Jahrhundert erreicht hatte, zeigt uns die Sage vom Bauern im Melchtal.[5] Wenn auch der Vorgang selbst, nämlich die Wegnahme der Ochsen durch die Knechte des Reichsvogts auf dem Landenberg, nicht zu beweisen ist, so darf doch angenommen werden, dass die Umwelt, in die die Sage hineingestellt war, glaubwürdig sein musste, um von den Zuhörern akzeptiert zu werden. Das Weisse Buch von Sarnen schildert, dass einer im Melchtal einen Zug Ochsen, also zwei Tiere, besessen habe, was dem Vogt zu Ohren kam. Die Art der Schilderung verrät, dass es sich um etwas handelte, das dort nicht alltäglich war. Der bäuerliche Besitzer der Ochsen konnte sich also etwas leisten, was anderen Melchtalern versagt blieb. Dass diese Ochsen selbstverständlich dazu dienten, den Pflug zu ziehen, vernehmen wir wiederum aus dem Mund des Vogtes. Dieser meinte, die Bauern sollten den Pflug selber ziehen. Wir entnehmen dieser Erzählung also, dass es ungewöhnlich war, wenn im hochgelegenen Seitental ein Bauer Zugtiere verwendete, um seine sicher nicht sehr grossen Ackerflächen zu pflügen. Die Regel dürfte gewesen sein, dass dort die Bauern die einfachen Pflüge selbst zogen oder die Äcker mit der Hacke oder dem Spaten bearbeiteten. Das Melchtal war ein Gebiet, in dem in erster Linie Grossvieh, darunter auch Ochsen, gehalten wurde, und zwar, um es auszuführen. Ackerbau mit Hilfe von grossen Pflügen und Zugtieren stand nicht im Vordergrund.

Suchen wir alle diese Angaben umzumünzen in eine Charakterisierung des Flursystems, so fällt das nicht so leicht. Auszugehen ist von der Tatsache, dass unter dem Regime der Feldgraswirtschaft der einzelne Betrieb mit Haus (Hütte), Gaden, eventuell offenem Stall und dem weitgehend geschlossenen Weide- und Ackerland das alte Siedlungsgebiet strukturierte. Die Alpwirtschaft verlangte, dass der Boden für die Weide und die Heugewinnung abgesichert werden musste. Mit dem Eindringen neuer Herrschaften, wohl auch neuer Bauern und intensiverer Anbaumethoden seit dem 11. Jahrhundert geriet das so geprägte Landschaftsbild neu in Bewegung. Da keine starken, das ganze jeweilige Siedlungsgebiet erfassenden herrschaftlichen Einwirkungen anzunehmen sind, war alles möglich, was heisst, dass alte, neue und

[4] Oberhalb 1500 m konnten theoretisch keine Nutzpflanzen mehr gedeihen. Bielmann weist S. 89 darauf hin, dass 80 Prozent des Kantons Uri höher liegen.

[5] Das Weisse Buch 7–9. Über die «ackerbaulichen Bewirtschaftungssysteme» Obwaldens vgl. Rogger 25ff.

neueste Systeme dicht nebeneinander im Gebrauch waren. Solche auseinanderstrebenden Tendenzen wurden durch die Zersplitterung und Individualisierung des Ackerbesitzes noch verdichtet. So war es denkbar, dass im Talboden Uris Versuche mit modernen Anbausystemen der Dreizelgenbrachwirtschaft samt Flurzwang neben Betrieben mit Egartenwirtschaft oder Feldgraswirtschaft lagen, in denen Äcker über eine längere Reihe von Jahren brach lagen. Dauerackerbau war ebenso möglich wie Zweifelderwirtschaft, in der das eine Feld jeweils brach lag. Der Einzelbetrieb mit etwas Ackerbau und vor allem Viehhaltung dominierte in abseitigen und höheren Regionen praktisch ausschliesslich, wie wir im Schächental feststellen konnten.

Am schlechtesten informiert sind wir über die Situation des Ackerbaus im alten Land Schwyz. Das hat seine Ursachen. In der frühen Phase des 11./12. Jahrhunderts stellten wir fest, dass die Schwyzer im Vergleich zur Einöde der Einsiedler Waldstatt einen auffallenden Ackerbau bis weit hinauf betrieben haben müssen. Sie verliessen somit die feuchten Niederungen und erschlossen die höher gelegenen trockenen Böden, ein Vorgang, der auf Ausdehnung der Getreideanbauflächen hinweisen könnte und somit das Ziel verfolgte, grössere Ernteerträge zu gewährleisten. Der Druck des Bevölkerungswachstums dürfte nachgeholfen haben, auch hier eine Flurorganisation zu verwirklichen, die die Voraussetzungen schuf, um mehr Getreide produzieren zu können. Versuchten die Urner, die Unterwaldner oder die Ackerbauern von Quinto, eigene Formen des Flurzwangs zu finden, so taten das sicher auch die Schwyzer. Aber im 13./14. Jahrhundert finden wir nur ein Feld, das zudem im Besitz des Landes war, und das ist alles. Der Ackerbau muss also im Schwyzer Talkessel bereits im 13. Jahrhundert stark ins Hintertreffen geraten sein. Er bewährte sich somit nicht im erwarteten Mass und hatte deshalb einer verstärkten Viehhaltung zu weichen. Da das alte Land Schwyz von Grundherrschaften wenig bedrückt war, stand einer solchen Verlagerung kaum viel im Wege. Es schlug früh eigene Bahnen ein und wies der Innerschweiz den Weg für ihre wirtschaftliche Entwicklung.

Intensivierungen

Wenn wir im Sinne einer Zusammenfassung versuchen wollen, aufgrund der wenigen Angaben über den Ackerbau beidseits des Gotthards zu eindeutigen Aussagen zu gelangen, so sind uns für ein solches Vorhaben enge Grenzen gesetzt. Vor allem nützen uns alle Lehrbuchmeinungen über Zelgenwirtschaft und ähnliches nichts, weil es sich verbietet, deren Begriffsinhalte, die für spätere Zeiten und andere Räume zutreffen mögen, zu übernehmen. Wir können etwa folgendes aussagen. Der allgemein bekannten Entwicklung folgend, suchte man seit der Jahrtausendwende auch in der Alpenregion die wachsende Zahl der Mäuler dadurch zu stopfen, dass man in einem ersten Schritt die Anbauflächen ausdehnte und, falls eine weitere Ausdehnung nicht mehr möglich oder denkbar war, in einem zweiten Schritt nach neuen Methoden zu suchen begann, um die vorhandenen, nicht mehr vermehrbaren Anbauflächen besser und intensiver auszubeuten.

Wenn die Anbauflächen nicht mehr ausgedehnt werden konnten, musste eine Intensivierung auf den Ebenen der Arbeitstechnik und der Organisation gesucht werden. Um die Erde besser zu bearbeiten, verwendeten die von grossen Klöstern ausgestatteten Bauern innerhalb unserer Alpenregion in den tiefgelegenen Talböden seit dem 11. Jahrhundert nachweisbar auch Pflüge, die von Ochsen gezogen waren. Die Rindviehhaltung war deshalb eine wichtige Voraussetzung des Ackerbaus, weil man das Tier als Zugtier und als Misterzeuger benötigte. Ein weiterer Schritt, der etwa im Verlauf des 12. Jahrhunderts auf nachbarschaftlicher Ebene oder unter adeliger Führung getan worden sein dürfte, bestand darin, die Ackerflächen möglichst rationell anzubauen und auf unnötige Wege zu verzichten. Konkret ersehen wir das am Beispiel der eher einfachen Flurordnung, die die Nachbarschaft Quinto 1239 schriftlich fasste; man musste den Zugang zu den eigenen Äckern über fremde Äcker suchen, und das verlangte genaue Absprachen und statutarische Regelungen. Einfache und entwickeltere Flursysteme dürften öfter nebeneinander bestanden haben, als wir es uns aufgrund der Quellen vorstellen können. Es ist denn auch nicht an eine flächige, die ganzen Ackerzonen erfassende Organisierung des «Mehranbaus» zu denken, noch weniger an ein einheitliches System, sondern an eine inselartige Ausbreitung jeweils angepasster Systeme, je nachdem, ob und wie stark die Arbeitstechnik ausgebaut oder auf die Organisation eingegangen wurde oder nicht. Wie diese Systeme im Detail ausgesehen haben oder angewendet worden sein könnten, darüber wissen wir nichts.

Der Intensitätsgrad, den der Ackerbau im untersuchten Raum erreichte, war zweifellos sehr unterschiedlich. Was möglich war, hing nicht nur von den Herren und Bauern, sondern ebenso sehr auch von der Qualität des Bodens und von dessen Lage ab. In den Seitentälern und in der Waldstatt Einsiedeln scheint im Mittelalter mehr als Feldgraswirtschaft mit starker Viehhaltung kaum realisierbar gewesen zu sein. In den unteren Böden der Haupttäler dürfte die Intensivierung im 11./12. Jahrhundert eingesetzt und um 1200 den äussersten möglichen Ausbaugrad erreicht haben. Im breit ausladenden, stark terrassierten Tal von Obwalden setzte sich der Ackerbau aus topographischen Gründen nachhaltiger durch und hielt sich wegen der grösseren Nähe der Grundherren hartnäckiger als im Tal der Engelberger Aa oder in Schwyz. Uri und Glarus könnten eine Art Durchschnitt dargestellt haben. In Schwyz verschwand er früh wieder, in Uri begann er sich im 13. Jahrhundert bereits zurückzubilden, während er in Obwalden im 14. Jahrhundert zwar auf dem Rückzug, aber trotzdem noch relativ bedeutend gewesen zu sein scheint. In Blenio und Livinen war der Ackerbau Ende des 12. Jahrhunderts klar etabliert und blieb auch im 14. Jahrhundert bedeutend. Im Gesamten aber ist festzuhalten, dass die Entfaltungsmöglichkeiten des Ackerbaus verhältnismässig rasch an ihre Grenzen stiessen. Er konnte nicht beliebig ausgedehnt werden. Die Viehhaltung konnte er während einiger Zeit nur in beschränktem Masse einengen.

Angebaut wurden, wie wir es im 12. Jahrhundert erstmals erfahren, Dinkel, Hafer und die den verkürzten Vegetationszeiten der Bergregion angepasste Gerste. Der Gemüsebau war verbreitet, wie wir besonders in Uri sahen. Obstbäume pflanzte man überall, seien es Kirschbäume, seien es Apfelbäume. In den milden Lagen des Urner Reusstales und des Vierwaldstätterseegestades baute man Wein an und zog sogar Kastanienbäume. Das führte uns zur Feststellung, dass die landwirtschaftlichen Erträge, die man insgesamt in der Innerschweiz erntete, in ihrer Zusammensetzung jenen von Blenio und Leventina in vielem ähnlich waren. Die Täler südlich des Gotthards bauten mehr Wein an, dafür keinen Hafer.

Was im Rahmen des Acker- und Gartenbaus produziert wurde, verzehrte man im jeweiligen Tal selbst. Ausfuhren von Früchten, insbesondere von Getreide, sind als Ausnahmen zu betrachten. Abgaben in Form von Korn, Gemüse, Hülsenfrüchten oder Obst dienten in erster Linie dazu, die an Ort und Stelle tätigen weltlichen Amtsleute, Pfarrgeistlichen und Knechte zu versorgen und zu entlöhnen. Die auswärts ansässigen Grundherren, so weit sie nicht in die Täler kamen, um die Erträge in der Gastung selbst zu verzehren, fanden in ihrer Nähe bequemere und bessere Möglichkeiten, eigene Früchte zu beschaffen. Der inneralpine Ackerbau besass für sie kaum eine besondere Anziehungskraft. Auch lohnte es sich nicht, dafür einen eigenen Transport zu organisieren. Der Getreidebau war so auch bei geringem lokalem Austausch im Grunde ein Instrument der taleigenen Selbstversorgung, wie wir das etwa beim Muribesitz in Gersau konstatiert haben. Auch nach den etwas späten Aufzeichnungen über die Schiffsfron zweier Hofstätten in Flüelen um 1400 waren nur Erzeugnisse der Viehwirtschaft wegzuführen, während der Kornzehnten von Bauen dem Meier von Erstfeld zugestellt werden musste.[6] Dass dagegen Obwalden um 1386 sogar so viel Getreide nach Luzern ausgeführt habe, dass es auf dem dortigen Markt den Kornpreis diktierte, ist völlig unannehmbar. Im Gegenteil, die Preisbildung des Luzerner Marktes diente als neutrale Grösse bei Preisfestsetzungen zwischen Zehntherrn und Zehntpflichtigen.[7]

Als Fazit ist festzustellen, dass der Ackerbau für die Selbstversorgung der Täler eine unersetzliche Notwendigkeit war. Sein Rückgang ist seit etwa 1200 zu beobachten. Gegen die Viehhaltung vermochte er nicht aufzukommen.

[6] Quellenwerk 2/2, 293.

[7] Diese unhaltbare Behauptung wird in der neueren Literatur der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte immer wieder abgeschrieben. Vgl. etwa Geschichte der Schweiz und der Schweizer 1, 217. Sie beruht auf der falschen Interpretation einer, wie man eigentlich meinen sollte, eindeutigen Quellenstelle: 1392 vereinbarten sich das Kloster Engelberg und die Kirchgenossen von Lungern; sie einigten sich für den Kauf des Kornzehntens darauf, *umb jeden müt [ze] geben as vil als es gieng ze Lucern an offannen mergt uf sant Johanstag ze sungicht* . . . Druck: Geschichtsfreund 21, 1866, 206.

2.2 *Viehhaltung*

Wir haben gesehen, dass zu jeder Zeit die Alpenregion grundsätzlich für besonders geeignet gehalten wurde, um mit Vieh zu wirtschaften und Milchprodukte hervorzubringen. Dort muss denn auch die Technik und die Erfahrung der Viehhaltung und der Milchverarbeitung besonders verbreitet gewesen sein. Ob die Alpenbewohner sie deshalb auch weiter entwickelten und verbesserten, muss eine offene Frage bleiben. Wir haben es ja bewusst vermieden, von Viehzucht zu reden. Wir fanden keinen Hinweis darauf, dass irgendwelche Auslese getroffen worden wäre, wie wir auch auf keinerlei Angaben über die äussere Gestalt oder die Grösse der Tiere stiessen. Des weitern waren der Ausdehnung des Ackerbaus stets natürliche Grenzen gesetzt. Steilhänge liessen sich kaum beackern, Teile des Talbodens und der Hangterrassen erwiesen sich oft als zu feucht, und die hochgelegenen Alpweiden hatten im Vergleich zum Unterland zu kurze Vegetationszeiten. In der Alpenregion dehnte sich dort, wo nicht an Ackerbau zu denken war, von jeher ein unverdrängbarer Raum aus, in dem das Vieh sich breit machen konnte. Es wurde also auch dort ein grosser Nutzen erwirtschaftet, wo keine Ackerfrüchte zu gewinnen waren.

Die Alpen und ihre Basis im Tal

Die Bestossung der Alpweiden mit ihren Naturwiesen oberhalb der Waldgrenze oder der gerodeten Weiden im hochgelegenen Wald war das Rückgrat der dominierenden Viehhaltung. Da sie nur in der Sommerhälfte des Jahres genutzt werden konnten, mussten sich Mensch und Tier im Winter ins Tal zurückziehen können. Die Alpwirtschaft basierte deshalb zu jeder Zeit auf den Talbetrieben, die den Alphirten Nahrung und dem Vieh das Futter bereitstellten.[8] Deshalb musste das Talgut auch im Sommer bewirtschaftet werden, wenn das Vieh auf der Alp war. Das bedeutet, dass eine Arbeitsteilung unumgänglich war: Wer auf der Alp hirtete, konnte in der Regel nicht gleichzeitig im Tal und in den talnahen Hängen ackern, säen, ernten und heuen. Nur vereinzelt waren die Güter in Nebentälern wie im Schächental so hoch gelegen, dass die Alpen von ihnen aus genutzt werden konnten.

Auf den Alpen waren verschiedene Bewirtschaftungsformen möglich. Die Einzelsennerei verlangte, dass in der Frühphase der Interessierte, später dann vor dem Hintergrund der wachsenden Knappheit jeder Berechtigte selbst anwesend war, Hütten und Pferche besass und das Vieh hirtete. Das setzte doch wohl eine Arbeitsteilung innerhalb einer grösseren Familie voraus. Eine verbreitete Arbeitsteilung – nicht etwa nur, wie immer wieder mit Nachdruck zu unterstreichen ist, jene des

[8] Über die Abhängigkeit der Alprechte von Kuhwinterungen in nachmittelalterlicher Zeit vgl. Hans Herold, Alprechtliches aus der Schweiz. In: Festschrift Nikolaus Grass, hg. von Louis Carlen und Fritz Steinegger. Innsbruck 1974/75, 74ff. Jetzt unverändert in: Hans Herold, Rechtsgeschichte aus Neigung. Festgabe, hg. von Karl S. Bader und Claudio Soliva. Sigmaringen 1988, 415ff.

herrschaftlich organisierten Betriebes – tritt uns im 12. Jahrhundert mit dem Bericht des Klosters Muri und im 13./14. Jahrhundert beim Kloster Engelberg klar entgegen: Die Grossviehbesitzer – gewöhnliche Talleute ebenso wie herrschaftliche Vertreter – schlossen sich saisonal zusammen, wenn die Alpnutzung aufgesplittert war. Das war die Alternative zur Einzelsennerei. Diese kurzlebigen Genossenschaften des 12. Jahrhunderts verfestigten sich im 13. Jahrhundert angesichts des wachsenden Interesses am Auftrieb auf die Alpweiden da und dort zu langlebigeren Einrichtungen mit je nach anfänglicher Interessentenzahl grösseren oder kleineren Anteilen. Sie bestellten einen Senn, der fachkundig war, und vertrauten ihm ihr Vieh für die Sömmerung auf der Alp und die Verwertung der dort anfallenden Milch an. Diese Genossenschaften lösten sich im frühen 14. Jahrhundert auf, als die kleinen Anteilsberechtigten ihre Rechte abstiessen.[9]

Bei der Einzelsennerei musste also im Regelfall ein Teil der Grossfamilie im Tal bleiben und der Arbeit als Ackerbauer und Viehhirt obliegen, der die Winterung vorbereitete. Im Falle der Genossenschaften, die wie gesagt im frühen 14. Jahrhundert zusammenbrachen, tat dies der Grossviehbesitzer selbst oder sein Amtmann grundsätzlich genau gleich. Wir haben im Falle von Muri festgestellt, welch umfangreiche talseitige Infrastruktur das Kloster aufbaute, um seine zahlreichen Alpen bewirtschaften zu können. In verkleinertem Massstab musste sich auch der Talmann ähnlich verhalten. An die Stelle der grossen Organisation traten bei ihm die Sippe und die Nachbarschaft, später die Talgemeinde. Die Alpbewirtschaftung war ohne die Arbeitsteilung nicht zu bewerkstelligen. Das förderte den Zusammenhalt innerhalb der Geschlechter und machte sie stark.

Im Tal unten dehnten sich die Weidegründe entlang den Wassern und ihren Auen aus, wo auch die Wiesen lagen, die den Hauptteil des Winterheus hergaben. Nähere Hinweise darauf finden wir aber kaum. Ergänzt wurde diese individuelle Basis nach dem Einbringen des Heus und der Ernte durch den allgemeinen Weidgang auf Äckern und Brachen, der für die Herbst- und erste Frühlingsweide wichtig war. Er ist etwa in Ursern in der Weidgangordnung von 1363 formuliert. Die Laubwälder in den Niederungen und auf den ansteigenden Höhen lieferten Laub und Baumfrüchte, aber auch Äste für die Fütterung. Allerdings mussten die Wälder an geeigneten Stellen der Anlage von Äckern und später Wiesen weichen. Dieser Wald barg noch lange fast die einzigen Reserven an trockenen Böden, die für den Getreidebau nötig waren. Man zog ihn aber auch heran, um ihn in Weiden umzuwandeln und so Maiensässen anzulegen, die die Vor- und Nachsömmerung des Viehs auf dem Hin- und Rückweg von und zu den Alpen ermöglichten, zwischen die Alp- und die Talweide eine willkommene Zwischenweide einschalteten und so die Weidezeit verlängerten. Angenagt und zurückgedrängt wurde der Wald auch vom oberen Saum herab, weil die Milchverarbeitung und der Hüttenbau sehr viel Holz verbrauchten, so dass die Alpweiden in den baumlosen Höhen die Tendenz hatten, sich talwärts auszudehnen, wodurch die Weidegründe weiter vergrössert wurden.

[9] Die heute noch bestehenden Alpkorporationen entstanden erst im Spätmittelalter, nicht vor dem Ende des 14. Jahrhunderts. Vgl. Kiem, Alpenwirthschaft 156f.

Die Heugewinnung war für die Überwinterung des Viehs unumgänglich. Allerdings wird man sich hier keine übertriebenen Vorstellungen machen dürfen. Das Vieh lebte wohl das ganze Jahr mehr oder weniger im Freien. Die Ställe im Tal waren nicht viel mehr als überdachte Pferche, boten also lediglich ein Dach gegen die gröbsten Unbilden der Witterung und waren im übrigen auf der Seite offen. Deshalb lautete in unseren Tessiner Quellen die lateinische Bezeichnung für Stall *tectum*, was ja sonst nichts anderes als «Dach» bedeutet. Sein Futter suchte das Vieh so lange wie möglich im Freien. Stallfütterung als Grundsatz war unbekannt. Reichte das Heu für die Winterfütterung nicht aus, streckte man es mit Tannreisig oder Laub. Auf das Heu, in welcher Zusammensetzung auch immer, stiessen wir bereits 955 in Uri, wo die Pflichtigen ihre Zehntlämmer bis zur Ablieferung im Frühling mit eigenem Heu zu hirten hatten, was allerdings auch darauf hinweist, dass diese Lämmer ein gewisses Alter erreicht haben mussten. Muri bezog um 1160 Heu in Küssnacht und Gersau. Es war auch sonst als Abgabe an den Adel oder die Klöster namhaft zu machen. Seine Bedeutung kann man daraus ersehen, dass die Bauern von Quinto 1239 ihre Wiesen düngten, um den Ertrag zu steigern. In Blenio und Leventina und wohl nicht nur dort brachte man auf den Alpen Heu ein und transportierte es in das oft weit entfernte Talgut hinunter. Eine solche Sorgfalt darf nicht als isolierter Vorgang angesehen werden.

Kleinvieh

Das Kleinvieh bestand aus Schafen, Ziegen und Schweinen. Mit diesen Tierarten erwirtschaftete man Wolle, Häute und Fleisch. Da man sie in der Regel frei laufen liess, war es mit der Milchgewinnung wohl nicht weit her. Anfallende Ziegenmilch wird man mit der Kuhmilch vermischt und mit dieser verarbeitet haben. Für die Verwendung von Schafmilch etwa für Käse und Ziger fanden wir nirgends einen klaren Beleg. Milchschafe sind keine erwähnt. Höchstens im Fall einer Schenkung an das Kloster Steinen gegen Ende des 13. Jahrhunderts könnte eine Anspielung herausgelesen werden, weil von Schafställen *(ovilia)*, die in der zeitgenössischen deutschen Version aber allgemein Gadenstätten genannt wurden, Ziger und Käse zu zinsen waren. So wie die Quellenlage sich darbietet, muss davon ausgegangen werden, dass in der Regel nicht nur die Butter, sondern auch Käse und Ziger nicht vom Kleinvieh stammten, wenn auch anzunehmen ist, dass der zu verarbeitenden Kuhmilch solche von Ziegen und allenfalls von Schafen beigemischt war. Es ist bezeichnend, dass die Ausgrabungen der beiden ausgesprochenen Schafalpen Spilplätz oberhalb Muotathal und Ämpächli/Pleus oberhalb Elm keinerlei positive Hinweise auf Milchverarbeitung erbrachten. Denkbar wäre, dass Milch von Ziegen und – falls solche tatsächlich gemolken wurden – von einigen speziellen Schafen im Falle von Schafalpen der täglichen Nahrung der Hirten gedient haben könnte. Positiven Bescheid über eine allfällige Verarbeitung von Schafmilch zu Käse und Ziger kann uns offenbar nur noch die Archäologie liefern. Bis es soweit ist, sollte der Annahme, es sei Schafkäse produziert worden, mit Vorsicht begegnet werden. Schafe fanden wir deutlich mehr als Ziegen. Die Schafe schätzte man offenbar als Lieferan-

ten von Wolle und Fleisch höher ein als die Ziegen, die ausser als Fleisch- und Milchlieferanten auch ihrer Häute wegen gehalten wurden. Die Schafe waren in allen Tälern unseres Untersuchungsgebietes anzutreffen. Es gab jedoch Räume, in denen sie stärker ins Licht der Quellen gerieten als in anderen. Im Blenio und in der Leventina traten sie wie die Ziegen trotz der lebendigen Quellenlage auffallend zurück. Dies festzustellen, ist sehr wichtig. Man hat vor allem aus den zahlreichen Schafabgaben in Uri und den noch zahlreicheren in Glarus geschlossen, dass das Kleinvieh dominiert habe. Abgesehen davon, dass die Verzeichnisse für beide Täler erst aus der Spätzeit, dem 14. Jahrhundert nämlich, stammen, ist zu berücksichtigen, wie einseitig ihre Information sein kann; sie darf auch nicht unbesehen als Grundlage für die Bewertung der ganzen Viehhaltung übernommen werden. Bezeichnend ist etwa, dass der Schafhirt oder Schafbote des Stifts Säckingen im Glarnerland von seinem Amt her die Schafe des Klosters einzusammeln und zu hirten hatte, bis über ihre Verwendung verfügt war, dass er aber anscheinend in seinem eigenen, individuellen Bereich als Rinderhirt tätig war. Dagegen sind wir zuerst in Gersau und im Gefolge auch in Glarus und Uri darauf gestossen, dass Schafabgaben dann zu leisten waren, wenn Reichs- oder Allmendland gerodet und in die Sondernutzung überführt wurde. Dies deutet an, warum die Schafe so zahlreich verzeichnet wurden.

Noch weniger als über die Ziegen verraten die Quellen über die Schweine. Diese hielt man offenbar vor allem herdenweise in den siedlungsnahen Wäldern, ferner in der Siedlung selbst. Nach den Knochenresten der archäologischen Grabungen zu urteilen, müssen sie zahlreich vorhanden gewesen sein.

Es ist keine neue Erkenntnis, dass man Schafe und Ziegen gerne in Randgebieten hielt. Sie waren anspruchslos und mussten wenig oder kaum gehirtet werden. Sie eigneten sich in einer frühen Phase besonders gut, um nicht beanspruchte siedlungsnahe Weidegründe zu nutzen, und später dann, um weniger ertragreiche, damit auch weniger interessante Bergregionen mit Aussicht auf einen vertretbaren Ertrag bewirtschaften zu können. Bergweiden konnten an sich lange als zu gering für eine Bestossung mit Grossvieh bewertet sein, weshalb man sie den Schafen überliess. Das hiess aber nicht, dass ihr Wert mit wachsender Knappheit nicht steigen konnte, so dass mit dem steigenden Bedarf, die Nutzung zu intensivieren, die Rinder die Schafe in weiter hinten gelegene Weidegründe abdrängten, wie das im Falle Spilplätz zu beobachten ist. Andere Weiden waren vom Siedlungsraum zu weit entfernt, weil die näher gelegenen Rinderweiden ausreichten. Solche Weiden waren lange wegen der Entfernung weniger interessant und für das Kleinvieh gut genug. Wieder andere Weiden lagen in den oberen Ausläufern der Täler und waren durch Felsbänder sowie durch unbequeme Steilhänge vom unteren Tal abgekoppelt. Die lange nur über halsbrecherische Zugänge erreichbaren Hochweiden waren die Domäne des Kleinviehs. Schafen und Ziegen überliess man, um es kurz zu sagen, zuerst die nicht benötigten, dann aber die zu weit entfernten oder weniger ertragreichen oder nur auf gefahrvollen Wegen zu erreichenden Weiden. Sie erbrachten einen zusätzlichen Nutzen, der sich aus sonst unbenutzten Futternischen gewinnen liess.

Kleinviehhaltung war aber nicht einfach nur ein Mittel, um einen Raum extensiv bewirtschaften zu können. Schafe und Ziegen, die eingesetzt wurden, um solche

eben beschriebene abseitige Räume in die Nutzung einzubeziehen, erfüllten auch dann eine wichtige Rolle, wenn es darum ging, im Zuge einer Intensivierung die äussersten Ressourcen, die eine gegebene Landschaft zu bieten vermochte, zu erschliessen und fruchtbar zu machen.

Die Kleinviehhaltung konnte Sache des kleinen Mannes sein, musste es aber nicht. Sehr oft ergänzte sie im kleinen Betrieb die Grossviehhaltung, wenn diese die vorhandenen Möglichkeiten nicht auszuschöpfen vermochte. Da die Selbstversorgung das ganze Mittelalter hindurch wesentlich blieb, bot das Kleinvieh insbesondere dem kleineren Haushalt eine angemessenere Fleischversorgung an. Denn beim Metzgen eines Schafes oder einer Ziege fiel eine viel kleinere Fleischmenge an als bei der Kuh. Damit stellten sich geringere Konservierungsprobleme, als wenn grössere Fleischmengen zu verwerten waren und mit unzulänglichen Mitteln geniessbar gehalten werden mussten.

Gesamthaft betrachtet ist die grosse Verbreitung des Kleinviehs zu betonen. In einer frühen Phase extensiver Bewirtschaftung der Täler waren zahlreiche und grosse Räume vorhanden, die als weniger interessant galten und dem Kleinvieh überlassen werden konnten. Es mag also um die Jahrtausendwende und noch im 11. Jahrhundert verhältnismässig mehr Schafe und Ziegen gegeben haben als später. Ihre Bedeutung nahm ab, je intensiver man die Nutzung gestalten musste. Vielleicht waren sie im Frühmittelalter vorherrschend, nach 1000 aber kaum mehr; trotzdem wurden sie nie vernachlässigt. Wenn es um die Intensivierung der Nahrungsbeschaffung ging, trat ihre Bedeutung nochmals zurück. Sie wurden dazu benützt, um Randzonen des Ertrags und der Topographie zu bewirtschaften, dienten also ebenfalls wieder der Intensivierung der Berglandwirtschaft.

Pferde

Die Pferde[10] sind jene Haustiere, welche im Rahmen unseres Interesses am schwersten zu erfassen sind. In Blenio und in der Leventina war es eine wohlhabende Minderheit der Talleute, die während des ganzen 13. Jahrhunderts Pferde für den Export aufzog. In den beiden südlichen Tälern tritt uns jedoch die Stellung der Pferde im Wirtschaftsleben des Tales unmittelbarer entgegen als in der Innerschweiz. Wir haben davon auszugehen, dass das Pferd während der ganzen Untersuchungszeit bis zum 14. Jahrhundert in der Regel nicht in die Arbeitsprozesse des gewöhnlichen Bauern integriert war, sondern dass es als Luxustier den gehobenen Schichten, dem Adel, den Klöstern und der höheren Geistlichkeit diente. Bestätigt wird dies durch die immer wieder auftretenden Abgaben von Hufeisen, welche Klöster wie Luzern oder Einsiedeln bezogen. Und die Pferde, die 955 für Uri genannt werden, waren im Besitz des Zehntherrn und nicht des zehntpflichtigen Talmannes.

[10] Darüber allgemein Müller-Lhotska 193ff.

Wenn wir wiederum einen Blick in die Verhältnisse des Klosters Muri werfen, so ist dort festzustellen, dass die Pferde im 11./12. Jahrhundert in der klösterlichen Landwirtschaft nicht vorkamen. Das ordentliche Zugtier war der Ochse, allenfalls auch die Kuh und das Rind. Welche Aufgabe das Pferd in der bäuerlichen Umgebung bestenfalls zu erfüllen hatte, zeigen uns die Dispositionen des Klosters Engelberg. Dieses hatte im 12. Jahrhundert auf dem Weg zwischen Buochs und Stansstad auf der einen und dem Kloster im Hochtal auf der andern Seite vier Pferde stationiert, die wir als Saumtiere interpretieren, welche alljährlich die herbstlichen Klostereinkünfte aus dem Mittelland ins Kloster zu transportieren hatten. Woher diese Pferde kamen, ersehen wir aus einem Kauf, den das gleiche Kloster im frühen 13. Jahrhundert tätigte und in den eine ganze Herde ungezähmter Pferde eingeschlossen war. Diese hielt man in den Wäldern und Auen. Im 14. Jahrhundert vernehmen wir, dass im Klosterhof eine grössere Zahl von Pferden gehalten wurde, was den Bedürfnissen der Mönche nach Reittieren entgegenkam. Die Pferde gehörten zur Grundausstattung eines Klosters, weshalb wir uns nicht verwundern, dass 1275 auch das Zisterzienserinnenkloster Steinen Pferdebesitz hatte. Dass in der Innerschweiz tatsächlich mindestens seit dem 13./14. Jahrhundert Pferde nachgezogen wurden, verraten beispielsweise die gelegentlich vorkommenden Flurnamen wie die Rossfäre in Escholzmatt 1257, die Rossgasse in Alpnachstad 1372 oder der Rossstock im urnerisch-schwyzerischen Grenzgebiet 1348. Es fällt ferner auf, dass ausser in einem einzigen Fall nie Fohlen als Abgaben auftreten. Dieser Fall betrifft den erst um 1370 aufgezeichneten «jüngeren» Zehnten des Fraumünsters in Uri, der von Fohlen in Erstfeld, Seedorf, Isenthal, Bauen und Seelisberg gefordert war.[11] In diesen Gegenden muss sich also eine nennenswerte Pferdeaufzucht entfaltet haben.

Wie uns die Vorgänge um den Überfall der Schwyzer auf das Kloster Einsiedeln 1314 zeigen, waren im frühen 14. Jahrhundert die nichtadeligen Führungsleute des Landes Schwyz mit Pferden versehen. Die Schwyzer trieben um 1300 auch eigentliche Pferdeherden in die Waldstatt Einsiedeln. 1339 ist im Land Schwyz auch von einem Rosspferch die Rede, der anscheinend ein bedeutendes Ausmass besass.[12] Und im Landmarchenbrief zwischen Uri und Schwyz von 1350 findet sich unter dem Vieh, das die Grenze überschreiten könnte, neben dem Schaf, dem Rind und der Kuh an letzter Stelle auch das Pferd.[13] 1339 schliesslich zogen die Unterwaldner mit eigenen Pferden in die Schlacht bei Laupen.

Überschauen wir die paar Indizien, die uns die Pferdehaltung und die Pferdenachzucht in der Innerschweiz andeuten, so mahnen sie uns zur Vorsicht. Es scheint nämlich in dieser Hinsicht seit etwa dem 13. Jahrhundert mehr vorhanden gewesen zu sein, als die wenigen Angaben vordergründig verraten wollen. Dass die ganze Pferdehaltung bis ins 13. Jahrhundert jedoch derart im Hintergrund stand, lässt vermuten, dass diese Tiere vor allem im herrschaftlichen und grundherrlichen Bereich selbst nachgezogen wurden. Seit dem 13. Jahrhundert begannen dann auch Landleute der gehobenen Schichten sich der Pferdehaltung zuzuwenden. Im 14.

[11] Quellenwerk 2/2, 290.
[12] Quellenwerk 1/3 Nr. 274.
[13] Quellenwerk 1/3 Nr. 911.

Jahrhundert sodann war sie aus dem Gesamtbild der innerschweizerischen alpinen Grossviehhaltung nicht mehr wegzudenken. Damit hängt zusammen, dass sich die Pferdehaltung anscheinend seit dem 13. Jahrhundert, vor allem aber im 14. Jahrhundert so weit verbilligte, dass sich auch nichtadelige Landleute der Pferde zu bedienen begannen, wohl kaum als Zugtiere, dafür als Reit- und Saumtiere. Nun war aber weder beim Gross- noch beim Kleinvieh ohne weiteres durchschaubar, ob es um der Selbstversorgung willen gehalten wurde. Bei der Pferdehaltung dagegen ist es klar, dass sie auf keinen Fall mehr einer Eigenversorgung diente, sondern auf die marktorientierte Verwertung ausgerichtet war. Den dazu nötigen Markt fanden die Pferdehalter weniger in der eigenen Talschaft als vielmehr in den Zentren des Unterlandes diesseits und jenseits der Alpen. Dort erst waren die gehobenen Käuferschichten, welche eine ausreichende Nachfrage sicherstellten.

Was wir hier für die Innerschweiz herauszukristallisieren versuchten, ist im Blenio und in Livinen vom frühen 13. Jahrhundert an bereits eindeutig entwickelt. Die vermutliche Pferdedurchfuhr am langobardischen Zoll in Bellinzona[14] um die Jahrtausendwende dürfte anzeigen, dass die Pferdehaltung seit langem heimisch gewesen sein wird. Wie diese organisatorisch eingebunden war, wissen wir nicht. Im 13. Jahrhundert waren es von Anfang an einige Talleute, die Pferdeherden hielten. Während diese Herden vor dem 11. Jahrhundert in den Bergtälern noch relativ ungeschmälert hatten weiden können, sah die Situation jetzt anders aus. Man drängte die Pferde wie das Kleinvieh in die Randregionen ab, weil das Weide- und das Wiesland für das Rindvieh knapp zu werden begann. Es zeigt sich bei diesem Vorgang deutlich, dass sich das primäre Interesse der breiten Schicht der Talleute durchsetzte, und dieses lag beim Grossvieh, während ihm die Pferde ferner standen. Es waren deshalb in erster Linie wohlhabende Talleute, die sich der Pferdehaltung zuwandten und sich dabei einen zusätzlichen Verdienst ausrechneten.

Eines ist klar: Sobald die Pferdehaltung in den Alpen in erheblichem Ausmass sichtbar wird, sind es die Talleute selber, die sich ihr widmen. Das liegt für die beiden südlichen Täler im 13. Jahrhundert klar zutage. Mit etwelcher Verzögerung scheinen noch im 13. Jahrhundert auch nördliche Täler sich der Pferdehaltung zugewandt zu haben. Pferde waren sehr teure Tiere. Pferdehaltung ist somit, das dürfte sich unzweideutig gezeigt haben, ein Zeichen für marktorientiertes Denken.

Grossvieh

Das Grossvieh war in der Regel kleinwüchsig. Rassen, wie sie heute allgemein bekannt sind, waren unbekannt. Zuchtbestrebungen, die zu Viehrassen führen, gehören erst der neueren Zeit an. Das beeinträchtigte jedoch die Wirtschaftlichkeit des Rindes nicht. Es lieferte Fleisch, Knochen und Horn, gab mindestens im Sommer regelmässig Milch ab und diente zudem als Trag- und Zugtier. Wollte man es dem Handel oder Tausch zuführen, so trug es zudem sein Fleisch auf eigenen Füssen in das Konsumgebiet.

[14] Siehe oben S. 118, Anmerkung 7.

Als erstes ist festzustellen, dass grob seit der Jahrtausendwende im ganzen Einzugsbereich, den wir untersuchten, das Rindvieh überall verbreitet war. Dort, wo wir im 11./12. Jahrhundert Einblick in die Verhältnisse erhalten, vor allem in Muri, drängt sich der Eindruck auf, dass das Grossvieh nicht nur wichtig war, sondern in seiner Bedeutung das Kleinvieh übertraf.

Eindeutig begegneten wir dem Rind erstmals um die Mitte des 10. Jahrhunderts im Raum Einsiedeln, und dort gleich in einer gewissen Massierung. Hier stellten wir auch verhältnismässig früh, nämlich im 10./11. Jahrhundert, fest, dass sich die Wirtschaftsstruktur in der Alpenregion von jener im angrenzenden Mittelland in dem Sinne markant abhob, dass sie bereits als Zone der vorwiegenden Viehhaltung betrachtet wurde. Die nachbarlichen Auseinandersetzungen der Schwyzer mit dem Kloster Einsiedeln um die Weiden, die im 11. Jahrhundert einsetzten und bis in das 14. Jahrhundert fortdauerten, hatten als Hintergrund die Ausdehnung und Intensivierung der Grossviehhaltung, welche ja im Land Schwyz früh den Ackerbau abdrängte. Des weitern müssen die Alpen im Raum Ursern-Gotthard aufgrund der Ausgrabungen Blumenhütte 1983 seit dem 9. Jahrhundert mit Vieh aus dem Gebiet südlich des Gotthards bestossen worden sein. Die vagen Indizien weisen zwar auf ein Vorhandensein von Kleinvieh hin, aber auch auf eine mögliche Dominanz des Grossviehs. Vom 11. bis zum 12. Jahrhundert bezogen die Bewohner des Landenbergs ob Sarnen ihre Fleischnahrung zur Hauptsache vom Rind. Aus dem 11./12. Jahrhundert sodann besitzen wir die ausführlichen Nachrichten des Klosters Muri, welche darlegen, dass in der Klosterökonomie das Grossvieh innerhalb der Viehhaltung klar überwog. Muri stattete seine vielen Hubenbauern im Mittelland selbst mit Ochsenzügen aus, womit es belegt, wie wichtig ihm die Rindviehhaltung gewesen sein muss. Besondere Sorgfalt verwendete das Freiämter Kloster ausdrücklich auf seine Viehwirtschaft im Alpenraum, sowohl in Gersau wie in Nidwalden. Ähnliche Anstrengungen dürfen wir beim Kloster Luzern vermuten, dessen Zeugnisse allerdings erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zum Tragen kommen und wiederum die Bedeutung des Grossviehs unterstreichen; seine Besitzungen verteilten sich über den Raum Luzern am unteren Ende des Sees, auf Nidwalden und auf Obwalden. Für das 12. Jahrhundert sind die Schweighöfe, also Rindviehhöfe des Klosters Schänis in der Linthebene vor den Toren des Landes Glarus klar nachzuweisen. Für das 12./13. Jahrhundert bietet das Bergkloster Engelberg einige Hinweise, etwa mit dem Kauf einer Viehherde im frühen 13. Jahrhundert, in der Kühe und Ochsen eindeutig voranstanden. Dass dieses Kloster von Anfang an auch das Kleinvieh pflegte, war naheliegend, denn es lag selbst verhältnismässig nahe bei den Randregionen, in denen man mit Vorliebe das Kleinvieh weiden liess. Wie eine Bestätigung dafür, wie sehr das Grossvieh im 12./13. Jahrhundert dominierte, gliedern sich die Befunde aus dem Blenio und dem Livinental in unsere Untersuchung ein. Ende des 12. Jahrhunderts setzen dort die Nachrichten fast unvermittelt, dafür aber mit erstaunlicher Klarheit ein. Und sie bleiben ähnlich klar für das ganze 13. und 14. Jahrhundert. Zudem zeigt uns der Fall von Quinto 1239, dass der Ochse als Zugtier auch im Gebirgsackerbau benötigt wurde. Im 13./14. Jahrhundert schliesslich akzentuierte sich die Trennungslinie zwischen Ackerbaugebiet und Viehwirtschaftsgebiet weiter. Die Grossviehhaltung intensivierte sich innerhalb der Alpen-

region auf Kosten des Ackerbaus und der Kleinviehhaltung noch stärker. Das beobachten wir beispielsweise im Raum Schwyz/Glarus oder Engelberg/Oberhasli.

Das Grossvieh diente dazu, um im Bereich der Viehhaltung die notwendige Intensivierung der Nahrungsmittelproduktion durchzuführen. Es benötigte relativ weniger Weidefläche als das Kleinvieh, produzierte aber im Vergleich mehr verwertbare Güter. Das Rindvieh lieferte Milch und Fleisch und für die weitere Verwertung Fette, Haut, Hornsubstanzen und Knochen. Da man der Notwendigkeit, die Nahrung zu vermehren, nicht auszuweichen vermochte, begünstigte der grössere Nutzen im Verlauf des Mittelalters die Ausbreitung des Rindes. Es drängte das Kleinvieh immer mehr von den besseren und näher gelegenen Weiden ab. So verstärkte sich sein Vorkommen im Vergleich mit dem Kleinvieh immer mehr. Es musste aber auch der Augenblick kommen, da man begann, im Interesse der Grossviehhaltung die Ackerflächen zuerst zu stabilisieren und dann zu vermindern.

Das Grossvieh spielte auch im Ackerbau als Zugtier eine Rolle. Stand der Ackerbau im Zeitalter der Feldgraswirtschaft in einem ausgewogenen Verhältnis zur Viehhaltung, so änderte sich das im Laufe des Mittelalters. Die wachsende Bevölkerung verlangte die Erschliessung neuer Ernährungsgrundlagen. Deshalb intensivierte man den Ackerbau und die Viehhaltung. Einerseits trachtete man danach, die Ackerflächen zuerst auszudehnen, dann intensiver zu nutzen. In der Bergregion scheint man aber früh erkannt zu haben, dass für die Intensivierung der Nahrungsmittelbeschaffung die Grossviehhaltung mehr versprach als der Ackerbau, auch wenn dieser technisch und organisatorisch verbessert wurde. Die Art der Böden und das Klima, aber auch die Aussicht auf eine bequemere Lebensweise mögen da mitgespielt haben. Wie das Beispiel Schwyz andeutet, zog man dort schon um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert die Rinderhaltung dem Ackerbau vor. Das Beispiel Muri beweist, dass man bereits im 12. Jahrhundert die Meinung vertrat, im Gebirge sei weniger Ackerbau zu betreiben und statt dessen aus der Rindviehhaltung der grösstmögliche Nutzen zu ziehen. Es ist also anzunehmen, dass seit dem 12. Jahrhundert die Grossviehhaltung auch den Ackerbau der innerschweizerischen Alpenregion zu bedrängen begann. Um 1300 schliesslich war die Entwicklung so weit, dass man im Mittelland die eigene Viehhaltung auf das unbedingt nötige Mass zurücknahm und dafür den Ackerbau bis zu den – immer nach damaligen Massstäben – letzten Möglichkeiten ausdehnte und intensivierte, während man umgekehrt innerhalb der Alpenregion den Ackerbau abbaute und sich dafür vermehrt auf die Viehhaltung einstellte.

Schweighöfe als Grossviehhöfe

Stark verbreitet waren seit dem 11. Jahrhundert in unserem Untersuchungsgebiet nördlich der Alpen die Schweig und der Schweighof. Die Schweighöfe waren reine Viehhöfe, die in der unmittelbaren Abhängigkeit und Verwaltung der Herrschaft standen. Sie lagen anscheinend in der Regel in Flussauen, wie das bei den vier Engelberger Höfen der Fall war. Im Gegensatz zum Tirol lagen sie aber meist in tiefer gelegenen Talgründen, also unter 1000 m Höhe. Wir treffen sie in grösserer Zahl

konzentriert um Einsiedeln. Jeder der sechzehn Meierhöfe des Klosters Luzern war mit einem Schweighof ausgestattet. Diese lagen zerstreut um Luzern, in Ob- und Nidwalden und im Freiamt. Muri besass solche in Küssnacht, Gersau und vielleicht noch in Buochs. In Sachseln ist ein Schweighof des Stifts Beromünster fassbar. Im Land Schwyz besass Einsiedeln neben einem Meierhof einen Schweighof. In Uri unterhielt das Zürcher Fraumünster noch im 14. Jahrhundert deren drei, nämlich je einen in Bürglen, Silenen und Gurtnellen. Eine Schweig befand sich endlich auch in Ursern, und im Raum Linthebene-Walensee unterhielt das Kloster Schänis seine drei Schweighöfe.

Die eben geschilderte breite Verteilung der Schweighöfe muss etwas relativiert werden, wenn wir die zeitlichen Entwicklungen berücksichtigen. Die grosse Zeit der Schweighöfe, wenn wir es so nennen wollen, war das 11./12. Jahrhundert. Das bedeutet, dass damals offensichtlich noch die grundherrliche und herrschaftliche Einflussnahme und Verwaltung nach der Art des Fronhofsystems funktionierte. Im 13. Jahrhundert aber lockerte sich das Bedürfnis zusehends, eigene Viehhöfe in naher Abhängigkeit selbst zu betreiben. Um 1220 war der Einsiedler Schweighof in Steinen in Auflösung begriffen. Noch vor 1300 waren die Schweighöfe des Klosters Luzern verschwunden und im Mittelland, wie es scheint, in den Ackerbaubetrieb einbezogen worden. Sie hielten sich im 14. Jahrhundert, wenn man von den drei Schweighöfen des Fraumünsters in Uri absieht, nur noch im engeren Einzugsbereich der Bergklöster Einsiedeln und Engelberg. Im auslaufenden 14. Jahrhundert verschwanden die Schweighöfe allgemein.

In der Regel waren Schweighöfe Grossviehhöfe, die nur gelegentlich auch Schafe umfassten. War das der Fall, so wurde es ausdrücklich vermerkt. Um 1270 war ein Einsiedler Schweighof nur mit Kühen ausgestattet. Im Schächental stellten wir 1346 fest, dass sich die Schafe und die Kühe in der Grundausstattung die Waage hielten. Von den Kühen stammten die abzuliefernden Käse, von den Schafen die Widder.

Der nichtadelige Viehbesitzer

Die weite Verbreitung der Schweighöfe zeigt, dass nach der Jahrtausendwende der Adel und die ihm im Grunde nahestehenden Klöster in Eigenregie Vieh hielten und Nutzen daraus zogen. Diese der Eigenversorgung dienenden Viehhöfe begannen bereits um 1200 zu verschwinden, was darauf hindeutet, dass die wenig und extensiv genutzten Räume, auf die sie sich abstützten, einer intensiveren Ausbeutung weichen mussten. Es trifft somit zu, was oft zu lesen ist, dass es nämlich der Adel und die Klöster waren, die als Rindviehhalter in Betracht kamen. Das ist bekannt. Wir wollen darauf nicht mehr eintreten. Wie stand es nun aber mit andern Schichten der damaligen Bevölkerung? Hielten diese nur Kleinvieh?

Zuerst ist zu bemerken, dass unsere Kenntnisse zum grössten Teil auf klösterlichen Quellen beruhen, in denen sich vor allem auch die Verhältnisse des Adels spiegeln. Die Nachrichten, die wir aus den Archiven des Adels selbst besitzen, sind bereits erheblich spärlicher. Was sich ausserhalb dieser Oberschicht im Hochmittelal-

ter tat, das erfahren wir nur aus dem spärlichen Reflex dieser gleichen Quellen. Neuerdings hat die Archäologie einige zusätzliche Befunde beigesteuert, doch steckt auch sie noch in den Anfängen. Was haben wir nun über den nichtadeligen Viehhalter aus den Quellen herauskristallisiert?

Die ältesten und besten Nachrichten vermittelt uns wiederum das Kloster Muri. Wir erfahren dort, dass das junge Kloster seine Hubenbauern mit Grossvieh ausstattete, das als Zugvieh zu dienen hatte. Es waren also abhängige Bauern, die mit ihrem Zugvieh und den ebenfalls überlassenen Geräten ein bestimmtes Mass an Frondienst auf den klösterlichen Liegenschaften zu leisten hatten. Daneben bearbeiteten sie selbständig ihre eigene Hube. Mittellandbauern wurde somit ohne weiteres zugemutet, dass sie mit Grossvieh umzugehen und es wirtschaftlich zu nutzen verstanden. Solche Hubenbauern gehörten dem Kloster auch in Gersau. Waren die Mittellandbauern mit der Viehwirtschaft vertraut, so mussten es eigentlich erst recht die Bauern der Alpenregion sein, sofern unsere nun oft dargelegte Tatsache stimmt, dass die Alpenregion von jeher als ausgesprochene Viehwirtschaftsgegend betrachtet wurde und die Alpenbewohner entsprechend erfahren waren. Tatsächlich berichten die Akten des Klosters Muri von etwa 1160, dass auf den Alpen, die nur im Sommer bestossen wurden, bestimmte Sitten und Gebräuche herrschten. Die Viehbesitzer, die da in Erscheinung traten, waren nicht nur das Kloster oder der Adel, sondern eine ganze Reihe von anonymen Leuten, die sich offenbar als Gruppe, die ihr Vieh zur Alpung zusammentat, jeden Sommer neu formierte. Die Beteiligten werden nicht weiter qualifiziert, so dass wir nicht wissen, ob es Freie oder Hörige waren. Anscheinend spielte das wenn nicht keine, so doch eine untergeordnete Rolle. Was zählte, war in erster Linie der Besitz von Grossvieh, sei es als Eigentum, sei es als Lehen. Vom Sennen, der die Sömmerung des Viehs besorgte und die Milchprodukte herzustellen hatte, wissen wir nur, dass er über die notwendigen Kenntnisse und Erfahrungen verfügen musste, um seiner Aufgabe gegenüber einer wohl sehr kritischen Gruppe von Auftraggebern gerecht zu werden. Adelig waren er und die meisten seiner Auftraggeber nicht im entferntesten. Sie standen aber auch in keiner sichtbaren herrschaftlichen Abhängigkeit, sondern traten selbständig handelnd in Erscheinung. Als Grossviehbesitzer werden alle diese Leute zudem nicht zu den Armen gehört haben. Wir gelangen also zum Schluss, dass es sich hier um Talleute von Nidwalden gehandelt haben muss. Diese Talleute, freie oder hörige, waren eindeutig im Besitz von Grossvieh. Und sie waren in der Lage, es den Sommer über zu erübrigen und abzuwarten, bis im Herbst der Nutzen anfiel. Unter ihnen gab es schliesslich genügend erfahrene Hirten, die als Sennen die Viehsömmerung und die damit verbundene Milchverarbeitung frei und ohne grundherrlichen Zwang übernehmen und selbständig durchführen konnten. Dass hier herrschaftliches Managertum auf gegebene und unüberwindbare einheimische Strukturen und damit an feste Grenzen stiess, beweist die Klosterverwaltung Muris, das sich an seinen Organisationsvorstellungen starke Abstriche gefallen lassen musste. Denn als Adel und Klöster mit ihren neuen Organisationsmustern eindrangen, mussten sie sich anpassen. Das belegt die Stärke und die Widerstandskraft der lokalen alpinen Alporganisation, die zwar einfach, aber anscheinend zweckmässig war.

Im 13. Jahrhundert war das Nidwaldner Ministerialengeschlecht von Waltersberg im Besitz eines Teiles der Alp Fürren ob Engelberg, der später an das dortige Kloster überging. Die Alp war also vor der Übernahme durch das Kloster in einheimischer Hand, ob als Erblehen oder Eigentum, wissen wir nicht. Die Mönche führten zweifellos die Art und Weise der bisher gehandhabten Nutzung weiter, bis sie im 14. Jahrhundert durch die Auseinandersetzungen mit den Urnern gestört wurde. Diese Alpinhaber belehnten Talleute mit reinen Nutzungsanteilen, wobei sie je nach Grösse des Talheimwesens vier bis zehn Kuhrechte auf einmal verliehen. Diese Talleute waren eine Art Teilgenossen an der Alp. Das Verhältnis zwischen dem Alpbesitzer und seinen Belehnten scheint also sehr sachlich und nüchtern gewesen zu sein. Offenbar war der Alpbesitz eingeschränkt, denn die Kuhrechte lagen als Erblehen ihrerseits fest in bäuerlicher Hand. Man konnte sie auch belehnen oder veräussern. Des weitern ist anzunehmen, dass der potente Alpinhaber die Talleute mit Nutzungsanteilen, bei Bedarf auch mit Halbvieh belehnte, was dem weniger Bemittelten erlaubte, ohne den Einsatz von eigenen Mitteln zu Erträgen zu kommen, die er mit dem Lehengeber teilte.

Der gewöhnliche Landmann als Besitzer von Alpnutzungsrechten begegnete uns auch im 14. Jahrhundert etwas näher. Die eben genannten Engelberger Talleute gerieten um 1300 in den Auseinandersetzungen mit den Urnern in Bedrängnis, ohne dass das Kloster als Alpbesitzer imstande gewesen wäre, ihnen gegenüber seine Schirmpflicht wahrzunehmen. Sie verzichteten auf ihre Kuhrechte und veräusserten sie einem einzigen Hirten, der es sich offenbar mit seiner Grossfamilie oder seinem Geschlecht im Rücken leisten konnte, den Urnern die Stirne zu bieten. Im hinteren Engelberger Tal trat, wie seit dem Schiedspruch von 1275 zu erkennen ist, die Gemeinde der Leute des Tals Uri als Eigentümerin auf. Diejenigen, welche Besitzer des Viehs auf diesen Alpen waren, wurden als Herren von Uri angesprochen. Damit waren offenbar die freien Gotteshausleute gemeint, die sich über alle Schichten der Bevölkerung verteilten. Diese starke Bevölkerungsgruppe war es, die über die Wasserscheide hinaus vorgedrungen war, um hier ihr Vieh weiden zu lassen. Diese freien Gotteshausleute und Bauern waren es offenbar, die im 12./13. Jahrhundert auch jenseits der Wasserscheiden zu Glarus und Schwyz die Alpweiden besetzten und erschlossen. Wie sie konkret organisiert waren, darüber vernehmen wir nichts.

Auf der Alp Silbern im Grenzgebiet zwischen Schwyz und Glarus waren einzelne Glarner mit ihren Familien Eigentümer von Rechten, die sie zu Genossen machten. Diese Genossenrechte aber waren im Prinzip unveräusserlich. Wir nehmen an, dass sie ihre Alprechte abzustossen versuchten, weil der Druck der Schwyzer sie dazu zwang, vielleicht auch, weil sie wirtschaftlich an Attraktivität verloren hatten. Anders sah es im Grenzgebiet zwischen Engelberg und Oberhasli aus. Dort ermittelten wir, dass es anscheinend kleine Alprechtebesitzer aus dem Oberhasli waren, die reihenweise sich ihrer Rechte begaben, sie belehnten oder verkauften. Auf ähnliche Verkäufe von Alpanteilen stiessen wir auch in Nidwalden, nämlich auf der Steinalp in Rickenbach. Kenntnis davon haben wir deshalb, weil die Alpanteile in den Besitz des Klosters Engelberg übergingen. Es scheint also, dass sich im frühen 14. Jahrhundert ältere Formen des genossenschaftlichen Alpbesitzes, die im 12.

Jahrhundert in den Anfängen gesteckt und sich infolgedessen im 13. Jahrhundert verfestigt hatten, dem Ende zuneigten. Die Anteile konnten von den vielen kleinen Besitzern nicht mehr gehalten werden, weil ihnen anscheinend der Nutzen nicht mehr das brachte, was er früher ertragen hatte. Diese inflationäre Situation begünstigte nun den kapitalkräftigen Interessenten, der diese Rechte zusammenkaufte und so bedeutende Alpen mit Hunderten von Kuhrechten in die Hand bekam. Das hatte mit einer normalen Eigenversorgung nichts mehr zu tun. Als Käufer traten das Kloster Engelberg und wohlhabende Obwaldner Landleute auf. Diesen Ballungen folgte das Verbot der Landschaft Oberhasli, ohne Bewilligung Land an Landesfremde zu veräussern.

Im Blenio und im Livinental waren es, sobald die Quellen zu fliessen beginnen, also seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert, Talleute, die sowohl für sich selbst wie im Rahmen der Nachbarschaft handelnd auftraten. Auf der Ebene des einzelnen Talmanns wie der Nachbarschaft wie der Talgemeinden insgesamt bestand eine weitgehende Handlungsfreiheit beim Viehhandel, bei der Übertragung von privaten Liegenschaften und bei der Ordnung der genossenschaftlich genutzten Allmenden und Alpweiden.

In die Nähe des Landmannes unbestimmter Qualität führten uns auch die Grenzstreitigkeiten des Landes Schwyz mit dem Kloster Einsiedeln. In einer frühen Phase standen die Grafen von Lenzburg an der Spitze der Schwyzer. Als diese aber 1173 ausgestorben waren, führte eine Frühform der Gemeinde des Landes Schwyz die Auseinandersetzung selbständig weiter. Deren damalige Führungsschicht tritt uns ausschnittweise unter den Inhabern der Lehen entgegen, in die der Einsiedler Meierhof mit Sitz in Ibach um 1220 aufgelöst war. Diese Leheninhaber lieferten alle Käse und Ziger und ein Grossteil auch Häute ab, waren somit alle Viehbesitzer. Unter ihnen waren einige als Freie, Ammänner und Handwerker gekennzeichnet. Im Zusammenhang mit dem Klagerodel des Klosters von 1311 trat dann etwas zutage, das sicher von jeher ausschlaggebend gewesen war, nämlich das dynamisch wirkende Interesse des gewöhnlichen Landmannes von Schwyz, das sich immer wieder durchsetzte und das die Führung des Landes nur mit Mühe aufzufangen wusste. Nur allzu oft artete es in wilde Raubzüge unter selbsternannten Führern aus.

Wir haben uns vorsichtig an die Tatsache herangetastet, dass bereits im 11./12. Jahrhundert der «gewöhnliche» Talmann, was auch immer das bedeuten mag, selbständig wirtschaftend, selbständig handelnd und auch selbständig Ziele verfolgend an Konturen gewinnt. Dieser Talmann trat aber natürlich nicht einfach als Individuum auf, sondern war eingebettet in die Sippe, in die Nachbarschaft und in die werdende Talgemeinde. Er konnte gleichzeitig auch in eine herrschaftliche Abhängigkeit eingegliedert sein, musste es aber nicht. Die familiären und herrschaftlichen Vernetzungen überschnitten sich gerne. Diese Entwicklung verwundert nicht, wenn wir an die altbekannte Tatsache erinnern, dass vor dem Jahre 955 die Urner in der Ablösung ihrer Zehntpflicht bereits eine erstaunlich eigenständige Handlungsfähigkeit und Handlungsfreiheit an den Tag gelegt hatten.

Versuchen wir ein Fazit zu ziehen, so stellen wir fest, dass es zwar wie überall herrschaftliche Betriebsformen gab, dass aber seit der Jahrtausendwende dem Bewohner dieser Alpenregion eine Bewegungsfreiheit zukam, die im einzelnen

schwer zu fassen ist. Sie wird im Blenio und in der Leventina früher entwickelt gewesen sein als etwa in Uri oder Obwalden. Es fehlte im ganzen untersuchten Raum eine übergeordnete, durchschlagskräftige Herrschaftsmacht. Das begünstigte eine breite Fächerung der Sozialstrukturen, hob, wie der Izzeli- und Gruobahandel dartut, die Macht der Geschlechter und neutralisierte die vorhandenen Ansätze für die grundherrschaftlichen Organisationen des Adels. Adelige wie nichtadelige Sippen mit grosser Klientel konnten sich offenbar mit Hilfe der Grossviehhaltung eine bevorzugte Stellung erwerben, die sich im 13. und 14. Jahrhundert politisch auswirkte. Auf den Alpen scheint die Bewegungsfreiheit am grössten gewesen zu sein. Dort zählten offenbar andere Qualitäten als im Alltag des Talbodens: Nicht nur Grossviehbesitz war wichtig, sondern auch die Erfahrung und Kenntnis als Senn. Es entwickelte sich im Sommer auf den Alpen ein Sonderleben mit eigenen Kommunikationen, das der alltäglichen gesellschaftlichen Kontrolle entrückt war. Die Verbindungen zwischen den Bergen und über die Bergkämme hinweg kannten ihre eigenen Gesetzmässigkeiten, von denen wir zwar nichts wissen, die wir aber vermuten können.

Die alpinen Bauern, die zuerst Viehbesitzer und daneben oft auch Ackerbauern waren, nahmen in zunehmendem Masse politische Funktionen wahr. Kurz nur ist deshalb auf die Vor- und Frühformen der Talgemeinden und Länder hinzuweisen, auf die wir gestossen sind. Es beginnt bei der Bewegungsfreiheit, die sich im 10. Jahrhundert bei den Urnern manifestierte. Die Entwicklung zur Gemeinde verdichtete sich im Kampf der Schwyzer mit dem Kloster Einsiedeln, wo eine Frühform der Gemeinde doch bereits im 12. Jahrhundert zu vermuten ist. Im Blenio und in der Leventina begannen sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts innerhalb der Vizinantien die Vicini zu Kommunen zusammenzuschliessen.[15] Im 13. Jahrhundert sodann traten die Gemeinden Uri und Schwyz immer deutlicher in Erscheinung. Die Täler formten sich zu Gemeinden, in denen die ehrbaren Leute als Vorsteher der Talgemeinde hervortraten und sich dabei von der Gesamtheit der Talleute eindeutig abhoben.

Vieh- und Molkenhandel und Märkte

Die bäuerliche Bewegungsfreiheit wirkte sich wirtschaftlich notwendig auch im Güteraustausch aus. Wir müssen uns deshalb den Bauern in der Alpenregion relativ mobil vorstellen. Ein grosses Potential an funktionierenden Beziehungen gewährleistete die Verbindungen mit den im Unterland sitzenden Herrschaftsträgern. Wenn ausserhalb der herrschaftlichen Verwaltungen Verbindungen mit dem Unterland hergestellt wurden, so waren das in erster Linie die Bergbewohner selbst, die sie suchen mussten. Vom Unterland her, das den Bergregionen Misstrauen entgegenbrachte, kamen höchstens ein paar Wanderhändler. Wenn nun aber von Güteraustausch, der zweifellos seine Bedeutung hatte, gesprochen wird, so sind die nötigen Proportionen im Auge zu behalten. Da in den Bergtälern die Selbstversorgung

[15] Ruser 139.

als Grundprinzip nie in Frage stand, muss es sich um Überschüsse gehandelt haben, die im Verhältnis zur Gesamtproduktion und zum Gesamtbedarf nicht riesig gewesen sein können. Aber auch dann, wenn nach Abzug der Zehnten und Abgaben achtzig und mehr Prozent der Produktion für die Selbstversorgung vorbehalten blieben, so waren die wenigen restlichen Prozente, die als Überschuss in den Wirtschaftskreislauf eingeführt wurden, ausreichend, um einen regelmässigen Güterstrom zu erzeugen.

Güteraustausch ist uns als Tatsache der Klosterökonomie geläufig. Ähnliche «innerbetriebliche» Güterverschiebungen spielten sich auch und zum Teil schon vor der Gründung der Klöster in adeligen Güterkomplexen ab. Im 11./12. Jahrhundert war deshalb der saisonbedingte Transport von Vieh und Produkten der Viehhaltung aus der Alpenregion in das Mittelland nichts Ungewöhnliches. Es ist somit im Herbst in den Alpen ein Überschuss viehwirtschaftlicher Güter auszumachen, der nach Austausch rief. Im Frühling konnte im Gegensatz dazu aber eine Mangelsituation eintreten. Solange keine feste Regelung bestand, dass nur jenes Vieh auf die Alp getrieben werden könne, welches auf dem Talgut gewintert worden war, konnte man im Herbst im äussersten Fall so viel Vieh abstossen, dass nur noch ein Rest für die Selbstversorgung während des Winters übrig blieb. Auch wenn kein Vieh abgestossen wurde, musste der Winterverbrauch an Schlachtungen ersetzt werden. Das bedingte die Zufuhr von neuem Vieh, vielleicht aus andern Tälern, eher wohl aus dem Mittelland, wo man mit dem Aufkommen der Zelgenbrachwirtschaft auch die Grossviehhaltung entwickeln musste, diese aber, je mehr sie andernorts ausgedehnt und intensiviert wurde, desto mehr in Grenzen hielt, um die Weiden und Wiesen nicht unnötig gross halten zu müssen. Es entstanden also im Mittelland verwertbare Überschüsse an Jungvieh, die vom Sog der Alpenregion angezogen wurden. Diese Entwicklung verschärfte sich um 1300 nochmals. Das Rinderangebot wurde so gross, dass eine Übernutzung der Alpregion, besonders der Alpweiden, zu befürchten war. Dies ist die Erklärung dafür, dass man im 14. Jahrhundert zum Grundsatz gelangte, es dürfe nur so viel Vieh auf die Alpen getrieben werden, wie man auf dem eigenen Talgut zu überwintern vermöge.

Die Umtauschmechanismen müssen somit auch ausserhalb des adeligen und klösterlichen Grossbetriebes bestanden haben. Wo der Tausch aufhörte und der Kauf mit Hilfe des Geldes einsetzte, können wir nicht sagen. Doch trafen wir seit dem 12. Jahrhundert auf breiter Basis auf Abgaben in Form von Geld. Um dieses Geld beschaffen zu können, mussten die Bauern nicht nur Überschüsse erwirtschaften; sie brauchten auch eine ausreichende, mit Bargeld versehene Käuferschicht, die an den Überschüssen interessiert und bereit war, sie um Geld zu erstehen. Notwendigerweise verteilten sich Frühformen von Märkten im Flachland und in den Tälern. Talmärkte hielt man vor allem vor und nach der Sömmerung ab, beispielsweise bei den Talkirchen, wo am meisten Leute regelmässig verkehrten, oder an anderen verkehrsgünstigen Plätzen. Seit dem 13. Jahrhundert sind die Märkte der Talschaftshauptorte zu belegen.[16] Sie waren sicher schon lange vorher kirchliche und wirtschaftliche, wohl auch schon politische Zentren der Täler.

[16] Vgl. Hektor Ammann 107ff.

Mit der allgemein wachsenden Bevölkerung bildeten sich seit der Jahrtausendwende auch Ballungszentren, die ausserhalb der Alpenregion im 12./13. Jahrhundert sich von Märkten zu Städten entfalteten, innerhalb der Alpen aber auf der Stufe von Märkten stehen blieben. Dort bildeten sich Ansammlungen von Menschen, die einen erhöhten Bedarf an Lebensmitteln aufwiesen, der nicht mehr selbst gedeckt werden konnte. Das erzeugte einen Sog, der im 11. Jahrhundert bereits begann, Einfluss auf die Versorgungsstrukturen der jeweiligen Umgebung auszuüben. Wenn die Schwankungen des Rindfleischkonsums in Basel[17] tatsächlich eine allgemeinere Aussage zulassen, so bedeutet das, dass im Unterland das Angebot an Rindvieh im 11. Jahrhundert noch grösser war als im 12./13. Jahrhundert, wo es sich wegen der Umstrukturierung der Landwirtschaft zugunsten des Ackerbaus und auf Kosten der Grossviehhaltung zurückbildete. Bergregionen wie die der Schwyzer merkten früher als andere, dass sich damit neue wirtschaftliche Möglichkeiten eröffneten. Warum sonst sollten sie schon um 1200 den Prozess des landwirtschaftlichen Strukturwandels eingeleitet und den Ackerbau zugunsten der marktorientierten Viehhaltung beschränkt haben? Es ist deshalb anzunehmen, dass bereits im 12. Jahrhundert Vieh in unbekanntem Ausmass mit einiger Regelmässigkeit jeden Herbst aus den Alpen talwärts zog und gleichzeitig jenen Teil des Sommernutzens an Käse und Ziger mittrug, der über den voraussichtlichen Bedarf für die Eigenversorgung hinausging. Insbesondere bezahlten die alpinen Viehhalter damit jene Produkte, die für ihre Tätigkeit unabdingbar waren und die sie nicht selbst besassen, allem voran das Salz. Und das Salz führte, vermutlich bereits im hohen Mittelalter, zum lebendigen Kontakt mit Zürich, das allerdings erst im 14. Jahrhundert klar als nächstgelegener Verteilungsort für die zentralen Alpenregionen in Erscheinung trat, weil sich Luzern – allerdings vergeblich – in diese Rolle einzudrängen versuchte.[18] Die Schlüsselstellung, die die Salzversorgung vermittelte, erklärt mindestens zum Teil auch die engeren Verbindungen, die die Waldstätten mit der Limmatstadt pflegten. Deshalb auch war beispielsweise 1331 Zürich, nicht aber Luzern mit den Waldstätten zusammen an der Schlichtung des gefährlichen Streites zwischen Ursern und Livinen beteiligt. Des weitern wuchs auch der Bedarf an Getreide. So führten die Walser, die ja die hohen Lagen besiedelten, im 13. Jahrhundert, also bereits bei ihrem Auftauchen, die Erzeugnisse ihrer Vieh- und Milchwirtschaft auf entferntere Märkte, beispielsweise in der Lombardei, und kauften dort ihren Bedarf an Korn ein.[19] Die Ausfuhr von Grossvieh und Pferden aus den nördlichen Tälern über den Gotthard nach Oberitalien ist mit Hilfe von Rückschlüssen konkret erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu fassen, positiv erst nach 1300. 1338 war man in Como den Güterverkehr mit Unterwalden, Uri

[17] Siehe oben S. 60, Anmerkung 106. Die vorhandenen Darstellungen über den Viehhandel und Viehexport setzen erst im Spätmittelalter ein. Vgl. zuletzt die Übersicht von Alain Dubois, L'exportation de bétail suisse vers l'Italie du XVIe au XVIIIe siècle: esquisse d'un bilan. In: Internationaler Ochsenhandel (1350–1750). Herausgegeben von Ekkehard Westermann (Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte 9) Stuttgart 1979, 11–38, mit Literaturangaben.

[18] Dazu und zur Salzversorgung vgl. Fritz Glauser, Das Luzerner Kaufhaus im Spätmittelalter (Luzern im Wandel der Zeiten 50) Luzern 1973, 9.

[19] Stolz 21.

und Ursern – sie werden ausdrücklich genannt – seit langem gewohnt. Er führte dieser Stadt von jenseits der Alpen unter anderem Häute, Käse und gesalzenes Schweinefleisch zu.[20]

Im Sinne einer Hypothese wird man deshalb behaupten dürfen, dass sich der Güteraustausch in einer ersten, frühen Phase mit den den Alpentälern vorgelagerten Landschaften und den sich dort ausbildenden Ballungszentren und Märkten abwickelte. Er hielt sich im überschaubaren Raum. Deshalb auch interessierten sich die Talleute bei ihrer Expansion für die dem Unterland zugewandten Weidegründe. Im frühen 14. Jahrhundert aber erreichte dieser Export anscheinend eine gewisse Sättigung, so dass die Konkurrenz unter den Viehhaltern der verschiedenen Täler sich verschärfte. Unter diesem Aspekt erhält die letzte Phase des Konflikts zwischen den Schwyzern und Einsiedeln eine eigene Bedeutung. Die Absatzmärkte im nahen Flachland vermochten die Viehproduktion nicht mehr zu verwerten. Neue Abnehmer waren zu suchen.

Eine zweite, jüngere Phase öffnete den Blick über den Alpenkamm hinweg für das jenseits gelegene Unterland. Diese veränderte Sinnesrichtung erschloss sich den nordwärts abfallenden Tälern erst im Verlaufe des 13. Jahrhunderts. Der kirchliche Verkehr mit Italien, besonders Rom, und der dauernde Aufenthalt des Kaisers in Italien mögen dabei eingewirkt haben. Jedenfalls weilte im Dezember 1240 eine Gesandtschaft aller Leute des Tales Schwyz *(universi homines vallis in Swites)* im Lager Friedrichs II. vor Faenza, um über ihre Reichsfreiheit zu verhandeln.[21] Ist das Aufkommen des Gotthardverkehrs mit dieser inneralpinen Umkehrung der Sinnesrichtung in Verbindung zu bringen? Ging dem eine Entwicklung voraus, die den innerschweizerischen Viehhaltern auf der Suche nach neuen Absatzmöglichkeiten die Kenntnis neuer Wege vermittelte? Sicher ist, dass sich engere Kontakte zwischen den Talleuten nördlich und südlich des Passes aufbauten, was für die Öffnung der Verbindungen eine wesentliche Voraussetzung war.

Auf klare, eindeutige Zeugnisse dafür, dass Vieh aus den Tälern Richtung Unterland verkauft wurde, trafen wir verhältnismässig spät. 1257 lieferte ein Bauer aus dem Bleniotal eine Kuh nach Lugano. Die Verbindungen der Walser, die einer ausgedehnten Viehhaltung oblagen, zu den oberitalienischen Städten waren im ausgehenden 13. Jahrhundert intensiv. Das zeitlich nächste Zeugnis betrifft bereits den Pferdeexport eines Urschners über den Alpenkamm hinweg nach Mailand um 1300. Diese Zeugnisse bieten in einer Welt, in der die Schriftlichkeit ohnehin schwach entwickelt war, nur einen schwachen Reflex dessen, was sich in Wirklichkeit abgespielt haben dürfte.

[20] Schulte, Handel 2, 127–130.
[21] Quellenwerk 1/1 Nr. 422.

3. *Überblick*

Da diese Arbeit sich hauptsächlich auf die Quellen der Zeit abzustützen suchte, sind eindeutige Aussagen nur partiell möglich. Vieles musste ergänzt werden und bleibt deshalb hypothetisch. So gesehen, können wir in geraffter Form das Resultat unserer Untersuchungen wie folgt zusammenfassen.

1. Um die Jahrtausendwende war die Besiedlung der untersuchten Alpentäler noch dünn. Der Bevölkerungsdruck könnte aber in der Zufluchtszone des innerschweizerischen Alpenraumes früher eingesetzt, aber auch stärker geschwankt haben als im Unterland. Unsere Alpenregion war bereits als Vieh- und Milchwirtschaftsgebiet charakterisiert, währenddem man das Mittelland im allgemeinen als für den Ackerbau geeigneter betrachtete. Die Alpentäler dürfen nicht als isoliert bezeichnet werden. Einflüssen vom Unterland waren sie stets offen. Auch die Verbindungen und der Austausch von Ideen und Anregungen des bäuerlichen Alltags über die Wasserscheiden wie den Gotthard hinweg waren jederzeit lebendig. Im Innern der Alpenregionen war Viehwirtschaft mit Gross- und Kleinvieh wichtiger als der Ackerbau. Im Zeichen des Landesausbaus begann man, Acker- und Weideflächen auszudehnen. Das Grossvieh dürfte im siedlungsnahen Raum und auf den gut erreichbaren Alpweiden dominiert haben. Die ausgedehnten Wald- und Weideflächen der Alpenregion ermöglichten in siedlungsfernerem Gebiet die Kleinviehhaltung, im Süden die Pferdehaltung. Zwischen den Regionen wickelte sich ein Grundstrom an Güteraustausch und Handel ab.

2. Im 11./12. Jahrhundert legte man zuerst im Talgebiet und an den terrassierten Hängen bis rund 1500 Meter hinauf neue Äcker an und erschloss so mit extensiven Methoden neues Ackerland. Dieser Ausdehnung des Ackerareals waren jedoch Grenzen gesetzt. Im Mittelland baute man hierauf den Ackerbau mit Hilfe des Zelgenbrachsystems oder dessen Frühformen weiter aus. Nach dem Rückgang des Rindfleischkonsums in Basel zu urteilen, könnte das im Mittelland zu einer ersten Reduktion der Grossviehhaltung geführt haben. Ähnliche Versuche zur Einführung neuer Ackerbausysteme sind auch in den Alpen feststellbar. Sie konnten sich aber im Verlauf des Landesausbaus nur beschränkt durchsetzen. Die Gestaltung des Geländes liess nur wenige Ackerareale zu, die für eine Flurorganisation gross genug waren. Auch die klimatischen Bedingungen waren eher ungünstig. Deshalb musste man sich darauf konzentrieren, den verfügbaren Ackerboden intensiver und mit verbesserten Methoden zu bebauen. Das ermöglichte kleinere Betriebe, die mehr Ackerfrüchte produzierten. Dafür stieg ihre Anzahl. Ihre Überschüsse, die in Form von Abgaben zu erkennen sind, blieben in den Tälern und dienten der Versorgung der Amtsleute. Ausserhalb der breiten Talböden blieben Äcker vereinzelte Erscheinungen und standen im Dienste der Eigenversorgung. Alle diese Anstrengungen vermochten also nicht, die in unserer Alpenregion vorherrschende Viehwirtschaft in Frage zu stellen. Eine weitere Form der landwirtschaftlichen Intensivierung bestand in der Ausdehnung und Verbesserung der Weiden und Wiesen und in der Förderung der Grossviehhaltung. Einbringen von Heu und damit die Winterfütterung errangen einen wachsenden Stellenwert, wie im Bereich des Muribesitzes und im Bleniotal festzustellen ist. Einflussreicher Adel des Mittellandes und Klöster erwar-

ben Besitz in Berg und Tal und wirkten beschränkt gebietend ein. Sie errichteten zahlreiche Schweighöfe. Die Fronhöfe erfüllten eine Leitungsfunktion, sowohl im Ackerbau wie in der Viehhaltung. Neben ihnen dürfen die übrigen Talleute nicht unterschätzt werden, die in der Gemeinschaft von Geschlecht und Nachbarschaft auf der Alp und im Tal wirtschafteten. Auf den Alpen waren einzelne grosse Weidegebiete in adeliger oder geistlicher Hand, die andern Alpweiden standen zuerst den Interessierten, mit dem wachsenden Zuspruch jedoch nur noch den Nutzungsberechtigten offen. Wo sie zusammentrafen oder gleichermassen berechtigt waren, organisierten die bäuerlichen und adeligen Viehbesitzer die Kuhsömmerung gemeinsam. Der Austausch mit dem angrenzenden Unterland wurde lebendiger. Im Mittelland wuchs die Nachfrage nach Fleisch und Milchprodukten.

3. In den Alpen begann man wohl schon im 12., sicher aber im 13. Jahrhundert, den Ackerbau zugunsten von Heugewinnung und Weide und damit zugunsten der wachsenden Grossviehhaltung langsam wieder zurückzunehmen. Eine mögliche weitere Ausdehnung des Ackerareals könnte sich höchstens noch in Obwalden ergeben haben, wo das breit ausladende Tal besondere Verhältnisse aufwies. Auch wo sich lokale Grundherren und Inhaber von Kirchensätzen der Zehnten wegen für die Erhaltung des Getreidebaus einsetzten, verzögerte sich die Verlagerung. Andere Grundherren wie die einheimischen in Uri dürften sie sogar gefördert haben, weil sie zweifellos Grossvieh in grossem Stil hielten und absetzten. Pferde tauchten besonders im Süden auf den Alpweiden auf, mussten aber mit Randzonen vorlieb nehmen. Der langsame Prozess, in dessen Verlauf die Viehwirtschaft allmählich durch die ganze Wirtschaft hindurchschlug, wickelte sich in der Innerschweiz parallel zur Auflösung der Fron- und Schweighöfe ab. Klösterliche und adelige Rentenwirtschaft trat an die Stelle der eigenen Bewirtschaftung. Damit wurden auch die pflichtigen Bauern weniger abhängig. Marktorientiertes Verhalten der Alpenbewohner war nicht unbedingt neu, aber verdichtete sich. Das weitgehende Fehlen herausragender, interessierter und nach Landesherrschaft strebender Häuser begünstigte selbständiges Handeln. Die neuen Ballungszentren, die zu Märkten und ausserhalb des Alpenraumes zu Städten heranwuchsen, übten eine Sogwirkung aus und erweiterten die Absatzmöglichkeiten im benachbarten Unterland, schliesslich auch in den grossen Städten jenseits der Alpen. Davon profitierten vor allem Städte wie Luzern, die an der Schnittstelle zwischen Alpenregion und Mittelland lagen. Auf den Alpen verfestigte sich im 13. Jahrhundert der Besitz von Alpanteilen.

4. Um 1300 erfolgte ein neuer Schub zur Aussönderung der Wirtschaftsräume: Während das Mittelland sich noch mehr auf den Ackerbau hin orientierte, verstärkte unsere Alpenregion die Grundlagen der Grossviehhaltung auf Kosten des vorhandenen Ackerbaus. Das Pferd begann in den bäuerlichen Arbeitsalltag einzudringen. Getreidebau behielt im 14. Jahrhundert in Räumen wie Obwalden noch einige Bedeutung. Kleine Alprechtebesitzer stiessen zu Beginn des Jahrhunderts scharenweise ihre vermutlich übernutzten Alpanteile ab, was zur Folge hatte, dass sich immer mehr Alprechte in wenigen Händen ansammelten. Einzelne kapitalkräftige Klöster, Adelige und Geschlechter vermochten – zum Teil ausschliesslich, zum Teil unter anderen – auf diesem Wege ungewöhnlich mächtige Stellungen zu er-

ringen, die auch Konflikte um die Wahrnehmung der politischen Führung heraufbeschworen. Der Vermittlerfunktion des Marktes kam eine stark wachsende Schlüsselstellung zu. Die Hirten setzten dort ihr Vieh und ihre Milchprodukte ab, mussten aber dafür nicht mehr nur Salz, sondern zunehmend auch Getreide einkaufen. Als Absatzmarkt gewann auch Oberitalien ständig an Anziehungskraft.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Fritz Glauser, Staatsarchiv Luzern, Bahnhofstrasse 18, 6003 Luzern

QUELLEN UND LITERATUR

Die in den Anmerkungen verwendeten Abkürzungen sind kursiv gesetzt.

Gedruckte Quellen:

Leges Alamannorum, II Recensio Lantfridana (Lex). Hg. Karl August Eckhardt (Germanenrechte N. F., Westgermanisches Recht) Witzenhausen 1962 *(Lex Alamannorum)*

Luigi Brentani, Codice diplomatico Ticinese. Documenti e regesti. 5 vol. Como/Lugano 1929–1956 *(Brentani)*

Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter. Gesammelt und herausgegeben von Günther Franz (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters 31) Darmstadt 1974 *(Franz, Quellen)*

Das Habsburgische Urbar. Hg. Rudolf Maag, P. Schweizer, W. Glättli (Quellen zur Schweizer Geschichte 14, 15A, 15B) Basel 1894–1904 *(Habsburgisches Urbar 1–3)*

Das Kloster Muri im Kanton Argau. A. Acta Murensia oder Acta Fundationis. Hg. P. Martin Kiem OSB (Quellen zur Schweizer Geschichte 3/3) Basel 1883 *(Acta Murensia)*

Materiali e documenti Ticinesi. Hg. Centro di Ricerca per la storia e l'onomastica Ticinese dell'Università di Zurigo.
Serie I: Regesti di Leventina, Hg. Vittorio F. Raschèr, Lothar Deplazes, Giuseppe Chiesi, Consuelo Johner-Pagnani. Fascicolo 1ff, Bellinzona 1975ff *(Reg. Leventina)*
Serie III: Blenio. Hg. von denselben. Fascicolo 1ff, Bellinzona 1980ff *(Reg. Blenio)*

Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Urkunden, Chroniken, Hofrechte, Rödel und Jahrzeitbücher bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Abt. 1: Urkunden. Bearbeitet von Traugott Schiess, Bruno Meyer, Elisabeth Schudel, Emil Usteri. 3 Bände. Aarau 1933–1964 *(Quellenwerk 1/1–3)*. – Abt. 2: Urbare und Rödel bis zum Jahre 1400. Bearbeitet von Paul Kläui. 4 Bände. Aarau 1941–1957 *(Quellenwerk 2/1–4)*

Die Rechtsquellen des Kantons Bern. 2. Rechte der Landschaft. 7. Das Recht des Amtes Oberhasli. Bearbeitet und herausgegeben von Josef Brülisauer. Aarau 1984 *(Rechtsquellen Oberhasli)*

Die Rechtsquellen des Kantons Glarus. Bearbeitet von Fritz Stucki. Band 1. Aarau 1983 *(Rechtsquellen Glarus 1)*

Aegidius Tschudi Chronicon Helveticum. 1. Teil. Bearbeitet von Peter Stadler und Bernhard Stettler (Quellen zur Schweizer Geschichte NF 1, 7/1) Bern 1968 *(Tschudi 1)*

Urkundenbuch von Stadt und Amt Zug vom Eintritt in den Bund bis zum Ausgang des Mittelalters 1352–1528. 2 Bände. Zug 1964 *(Zuger Urkundenbuch)*

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. 13 Bände. Zürich 1888–1957 *(Urkundenbuch Zürich)*

Das Weisse Buch von Sarnen. Bearbeitet von Hans Georg Wirz (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abteilung 3, Chroniken 1) *(Das Weisse Buch)*